Zeit, Arbeitsdisziplin und Industriekapitalismus

E. P. THOMPSON

I.

Es ist eine Binsenwahrheit, daß sich zwischen 1300 und 1650 das Zeitverständnis innerhalb des europäischen Kulturkreises entscheidend gewandelt hat[1]. Die *Canterbury Tales* sehen noch den Hahn in seiner uralten Rolle als Zeitkünder der Natur: Chauntecleer –

> Und wie die helle Sonne er erblickt,
> Die einundzwanzig Grade vorgerückt
> Vorbei am Bild des Stiers, wußt er die Stunde
> Gleich von Natur ohn' alle andre Kunde:
> Es war die Prim. Da kräht er, daß es schmettert . . .

»Er kannte von Natur in der Umgebung / Des Orts der Sonne Senkung und Erhebung« – dennoch gerät der Gegensatz von natürlicher Zeit und Uhrzeit ins Bild:

> Viel sichrer konnte man nach seinem Krähen
> Als nach der Kirchen- und Abteiuhr gehen.

Es handelt sich hier übrigens um eine sehr frühe Uhr. Chaucer (im Gegensatz zu Chauntecleer) war Londoner und kannte Hof- und Stadtzeit ebenso wie jene »Kaufmannszeit«, die Jacques le Goff in einem anregenden Aufsatz der *Annales* der mittelalterlichen Kirchenzeit gegenübergestellt hat[2].

Ich will nicht darüber streiten, wieweit der Wandel im Zeitverständnis auf die Verbreitung der Uhr seit dem 14. Jahrhundert zurückzuführen ist und wieweit diese Tatsache selbst schon Symptom einer neuen puritanischen Disziplin und bürgerlichen Pünktlichkeit war. Jedenfalls hat ein Wandel offensichtlich stattgefunden. Die Uhr geht weiter. Sie betritt die Bühne des Elisabethanischen Theaters und wendet Fausts letzten Monolog in einen Dialog mit der Zeit: »Die Sterne ziehen ihre Bahn, es rennt die Zeit, die Uhr will schlagen.« Mit einem Schritt ist die Sternenzeit – älter als alle Literatur – vom Himmel in die Stuben gekommen. Liebe und Tod werden schmerzlicher gefühlt beim »schleichenden Gang des gleitenden Zeigers«[3] über das

Zuerst erschienen unter dem Titel: Time, Work-discipline and Industrial Capitalism, in: *Past and Present* 38 (1967), S. 56–97; abgedruckt mit freundlicher Genehmigung des Verfassers und der Past and Present Society. Die Übersetzung der gegenüber dem Original gekürzten Fassung besorgte Renate Braun.

Ziffernblatt. Wird die Uhr am Halsband getragen, liegt sie dem weniger gleichförmigen Schlag des Herzens sehr nahe. Das elisabethanische Bild der Zeit – gewöhnlich das des Zerstörers und Vernichters, des blutigen Tyrannen und Sensenmannes – hat gewiß seine Tradition, aber es ist unmittelbarer und eindringlicher geworden[4].

Das Bild des Uhrwerks wird zu einem beherrschenden Motiv des 17. Jahrhunderts, um mit Newton schließlich das Universum zu erobern. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts ist die Uhr dann (wenn wir Sterne glauben wollen) auch bis in den intimsten Bereich vorgedrungen. Denn Tristram Shandys Vater, »in allem, was er tat, der regelmäßigste Mann von der Welt« – »hatte es sich seit vielen Jahren zur Gewohnheit gemacht, an jedem ersten Sonntagabend des Monats . . . eine große Hausuhr aufzuziehen, die oben auf der Hintertreppe stand.« – »Zugleich hatte er es allmählich so eingerichtet, auch gewisse andere kleine Familiengeschäfte am gleichen Abend abzumachen«, was Tristram befähigte, den Zeitpunkt seiner Zeugung sehr genau zu bestimmen. Es provozierte freilich auch *Des Uhrmachers Aufschrei gegen den Autor*: »Auf dem Lande wurden mehrere Aufträge zur Anfertigung von Uhren widerrufen; denn keine gesittete Dame kann es mehr wagen, ein Wort über das Aufziehen der Uhr fallenzulassen, ohne sich den augenzwinkernden Anzüglichkeiten ihrer Familie auszusetzen. Ja selbst unter den Straßendirnen ist es stehende Redewendung: ›Sir, wünschen Sie Ihre Uhr aufgezogen?‹ Tugendhafte Matronen (so beklagt sich der Uhrmacher) verbannen ihre Uhren in die Rumpelkammern, ›weil sie zu Akten der Fleischeslust anreizen‹[5].«

Freilich, dieser impressionistische Überblick ist keine große Hilfe für unsere spezielle Fragestellung, wieweit und auf welche Weise die Verschiebung des Zeitempfindens auf die Arbeitsdisziplin wirkte und wie stark sie die innere Einstellung zur Zeit bei der arbeitenden Bevölkerung beeinflußte. Wenn der Übergang zur entwickelten Industriegesellschaft eine einschneidende Umstrukturierung der Arbeitsgewohnheiten mit sich brachte – eine neue Disziplin, neue Arbeitsanreize und ein neues menschliches Selbstverständnis, auf die solche Anreize auch wirksam Einfluß nehmen konnten – inwieweit steht dieser Übergang im Zusammenhang mit Wandlungen des Zeiterlebnisses?

II.

Es ist bekannt, daß die Zeitmessung primitiver Völker gewöhnlich mit vertrauten Vorgängen des Arbeitszyklus oder der Hausarbeit in Beziehung steht. Evans-Pritchard hat das Zeitgefühl der Nuer untersucht: »Der tägliche Zeitmesser ist die Viehuhr, das Tagewerk des Hirten; Tageszeit wie täglicher Zeitablauf werden für einen Nuer in erster Linie durch die Reihenfolge dieser Aufgaben und ihre Beziehung zueinander bestimmt.« Unter den Nandis entwickelte sich eine tätigkeitsorientierte Zeitdefinition, die den Tag nicht nur in Stunden, sondern auch halbe Tagesstunden gliederte – um 5.30 Uhr in der Frühe sind die Rinder zur Weide aufgebrochen, um 6 Uhr sind die Schafe losgebunden worden, um 6.30 Uhr ist die Sonne aufgegangen,

um 7 Uhr ist es warm geworden, um 7.30 Uhr sind die Ziegen auf die Weide gegangen usw. – eine ungewöhnlich wohlgeordnete Wirtschaft. Ganz ähnlich entstanden die Begriffe für die Messung von Zeitintervallen. In Madagaskar kann die Zeit mit »einem Reiskochen« (etwa eine halbe Stunde) oder »dem Braten einer Heuschrecke« (ein Augenblick) gemessen werden. Die Eingeborenen am Cross River sagen, so wird berichtet: »Der Mann starb in kürzerer Zeit, als Mais zum Rösten braucht« (weniger als 15 Minuten)[6].

Auch Beispiele, die uns näherstehen, finden sich leicht. So wurde in Chile im 17. Jahrhundert die Zeit oft in »Credos« gemessen: Ein Erdbeben wurde 1647 beschrieben als »zwei Credos lang«, während die Kochzeit des Eies nach einem laut hergesagten Ave Maria bemessen wurde. Noch vor kurzem erhoben sich die Mönche in Birma bei Tagesanbruch, »wenn es hell genug ist, die Venen in der Hand zu sehen[7]«. Der *Oxford English Dictionary* gibt uns englische Beispiele – *pater noster while* (die Zeit eines Paternoster), *miserere while* (1450) (die Zeit eines Miserere) und (im *New English Dictionary*, jedoch nicht im *Oxford English Dictionary*) *pissing while* (Zeit des Urinierens) – eine etwas willkürliche Maßeinheit . . .

Ein klassisches Beispiel enthält der Bericht von Synge über die Aran-Inseln:

»Wenn ich mit Michael spazierengehe, werde ich häufig gefragt, wie spät es sei. Aber wenig Menschen sind hinreichend an moderne Zeitmaße gewöhnt, um eine mehr als vage Vorstellung vom Ablauf der Stunden zu haben; und wenn ich ihnen die Uhrzeit sage, sind sie nicht zufrieden und fragen, wielange ihnen noch bis zur Dämmerung bleibt.

Der allgemeine Zeitbegriff auf den Inseln hängt – seltsam genug – von der Windrichtung ab. Fast jede Hütte . . . hat zwei gegenüberliegende Türen, von denen eine den ganzen Tag über offensteht, um Licht ins Innere zu lassen. Kommt der Wind von Norden, ist die Südtür offen und der Schatten des Türpfostens wandert über den Küchenfußboden und zeigt die Zeit an. Sobald sich freilich der Wind dreht und von Süden weht, wird die andere Tür geöffnet und die Bewohner, die nie auf den Gedanken gekommen sind, einen einfachen Zeitmesser aufzustellen, haben das Nachsehen . . .

Bei Nordwind bringt die alte Frau, die für mich kocht, die Mahlzeiten recht pünktlich zustande; an den anderen Tagen erhalte ich den Tee häufig um 3 anstatt um 6 Uhr . . .[8]«

Diese Gleichgültigkeit gegenüber der Uhrzeit ist natürlich nur in Kleinbauern- und Fischergemeinschaften ohne ausgebildete Markt- und Verwaltungsorganisation möglich, in der die täglichen Aufgaben (seien es Fischfang, Landwirtschaft, Hüttenbau, das Ausbessern von Netzen oder Schilfdächern, die Anfertigung einer Wiege oder eines Sarges) sich sozusagen von selbst, durch die Logik des Notwendigen, dem Blick des Kleinbauern enthüllen. Aber Synges Bericht zeigt doch sehr deutlich, wie stark die verschiedenen Zeitmaße von unterschiedlichen Arbeitssituationen und deren Bezug zu einem »natürlichen« Rhythmus abhängen. Es ist klar, daß Jäger bestimmte Nachtstunden für das Auslegen ihrer Schlingen wählen müssen. Fischer und Seefahrer müssen sich nach den Gezeiten richten. Eine Petition aus Sunderland aus

dem Jahre 1800 erwähnt den »Umstand«, daß dies ein Hafen ist, in dem viele Leute gezwungen sind, zu jeder Nachtzeit auf den Beinen zu sein: Bei ihrer Arbeit auf dem Fluß müssen sie sich »den Gezeiten anpassen[9]«. Der entscheidende Ausdruck ist »den Gezeiten anpassen«. Die Zeiteinteilung der Hafenbewohner folgt dem Rhythmus des Meeres, dies erscheint den Fischern und Seefahrern natürlich und verständlich: Sie unterwerfen sich dem Zwang der Natur.

Ganz ähnlich kann die Arbeit vom Morgengrauen bis zum Anbruch der Dunkelheit in einer bäuerlichen Gemeinschaft als »natürlich« betrachtet werden, zumal in den Erntemonaten: Die Natur verlangt, daß das Korn vor Beginn der Gewitterstürme eingebracht wird. Ähnlich »natürliche« Arbeitsrhythmen können wir auch bei anderen landwirtschaftlichen oder gewerblichen Beschäftigungen feststellen: Schafe fordern besondere Aufmerksamkeit zur Zeit des Lammens und müssen vor Raubtieren geschützt werden; Kühe müssen gemolken werden; Kohlenmeiler müssen bewacht werden, um nicht durch die Abdeckung zu schlagen (und die Köhler müssen daneben schlafen); ein Hochofen darf während des Schmelzprozesses nicht erlöschen.

Diese aufgabenbezogene Zeiteinteilung ist für Agrargesellschaften die vielleicht effektivste Art der Orientierung und bleibt auch für dörfliche Gewerbe und Heimindustrie wichtig. Sie hat in ländlichen Teilen Englands selbst heute noch ihre Bedeutung. Drei Punkte sind in diesem Zusammenhang festzuhalten. Erstens: Die aufgabenbezogene Zeitorientierung ist für den Menschen verständlicher als die Arbeit nach der Uhr. Der Bauer oder Landarbeiter erfüllt eine Aufgabe, deren Notwendigkeit er unmittelbar wahrnimmt. Zweitens: In Gesellschaften mit aufgabenbezogener Zeitorientierung scheint die Trennung zwischen »Arbeit« und »Leben« am wenigsten ausgeprägt zu sein. Interpersonelle Kontakte und Arbeit vermischen sich – der Arbeitstag verlängert oder verkürzt sich je nach der zu bewältigenden Aufgabe – und es gibt kaum das Gefühl eines Konflikts zwischen »Arbeit« und »Zeit verbringen«. Drittens: Eine derartige Arbeitsauffassung erscheint dem, der gewohnt ist, nach der Uhr zu arbeiten, als verschwenderisch und ohne jeden Sinn für Dringlichkeit[10].

Eine solch klare Abgrenzung setzt natürlich den unabhängigen Bauern oder Handwerker voraus. Mit dem Auftreten abhängiger Arbeit wird das Problem der Aufgabenorientierung sehr viel komplexer. Die Familienwirtschaft des Kleinbauern als Gesamtheit mag aufgabenorientiert sein; dies schließt jedoch Arbeitsteilung, Rollenzuweisung und – zwischen dem Bauern und seinen Kindern – eine Arbeitsdisziplin nach Art des Arbeitnehmer-Arbeitgeber-Verhältnisses innerhalb dieser Gemeinschaft nicht aus. Hier schon beginnt Zeit Geld zu bedeuten, Geld des Arbeitgebers. Sobald aber echte Arbeitnehmer beschäftigt werden, ist die Grenze, an der die aufgabenorientierte Arbeit in zeitlich bemessene Arbeit umschlägt, endgültig erreicht. Allerdings kann die zeitliche Bemessung einer Arbeit unabhängig von irgendeinem Zeitmesser geschehen – und wurde tatsächlich auch schon vor der Verbreitung der Uhr angewandt. Immerhin berechneten um die Mitte des 17. Jahrhunderts viele Bauern (wie z. B. Henry Best) das Pensum ihrer Arbeiter in »Tagewerken«

– »Cunnigarth mit seinen Unebenheiten erfordert 4 große Tagewerke für einen guten Mäher«, »Spellowe 4 gewöhnliche Tagewerke usw.[11]« ... Diese Art zu rechnen ist jedoch schwierig und von vielen Variablen abhängig. Eine direkte Zeitmessung war ganz offensichtlich zweckdienlicher[12]. Das Messen der Zeit bringt für den Beschäftigten die Trennung zwischen der Zeit seines Arbeitgebers und seiner »eigenen« Zeit mit sich. Der Arbeitgeber muß die Zeit seiner Arbeiter nutzen und darauf achten, daß sie nicht verschwendet wird: Nicht die Aufgabe, sondern der aufs Geld reduzierte Wert der Zeit wird entscheidend. Man läßt nicht mehr die Zeit, über die man verfügt, »verstreichen«, sondern man setzt sie – wie Geld – für bestimmte Zwecke ein ...

III.

Es ist keineswegs klar, wieweit die genaue Uhrzeit zu Beginn der industriellen Revolution schon verbreitet war. Seit dem 14. Jahrhundert finden sich Kirchenuhren und andere öffentliche Uhren in den Städten und größeren Marktflecken. Zu Ende des 16. Jahrhunderts muß die Mehrzahl der englischen Gemeinden Kirchenuhren besessen haben[13]. Über die Genauigkeit dieser Uhren wird allerdings gestritten; und die Sonnenuhr blieb auch im 17., 18. und 19. Jahrhundert in Gebrauch (teils um die mechanischen Uhren danach zu stellen)[14].

Bis ins 17. Jahrhundert wurden für das Läuten der Morgen- und Abendglocken wohltätige Stiftungen gemacht (manchmal in Form von *clockland, ding dong land* oder *curfew bell land*)[15]. So stiftete Richard Palmer aus Wokingham (Berks.) im Jahre 1664 Ländereien zur Bezahlung eines Kirchendieners, der vom 10. September bis zum 11. März jeden Jahres abends gegen 8 und morgens gegen 4 jeweils eine halbe Stunde lang die große Kirchenglocke zu läuten hatte, »nicht nur, damit alle, die in Hörweite wohnen, dadurch bewogen würden, abends zeitig zur Ruhe zu gehen und morgens früh aufzustehen, um den Arbeiten und Pflichten ihrer verschiedenen Berufe nachzukommen (was gewöhnlich Tüchtigkeit und Sparsamkeit fördert) ...«, sondern auch, damit Fremde und andere, die an Winterabenden den Glockenton hören, »erfahren, wie spät es ist und auf den richtigen Weg geführt werden«. Diese »vernünftigen Ziele«, meinte er, »müßten von jedem besonnenen Menschen gutgeheißen werden, da dasselbe doch in den meisten Städten und Marktflecken und vielen anderen Orten des Königreichs geschehe und gebilligt werde«. Zudem erinnere die Glocke den Menschen an seine Vergänglichkeit, an die Auferstehung und das Jüngste Gericht[16]. Der Schall erwies sich als nützlicher als sichtbare Zeichen, besonders in den wachsenden Industriegebieten. In den Tuchdistrikten von West Riding, in den Potteries – und wahrscheinlich noch in anderen Gebieten – wurde immer noch das Horn gebraucht, um die Leute morgens zu wecken[17]. Der Bauer weckte seine Landarbeiter manchmal in ihren Hütten, und sicherlich entstand das Amt eines *knocker-up*, eines Mannes, der die Leute durch Klopfen weckte, schon mit den ersten Fabriken.

Die Genauigkeit der Hausuhren wurde durch die Einführung des Pendels nach 1658 erheblich verbessert. Standuhren beginnen sich nach 1660 zu verbreiten, doch Uhren, die neben den Stunden- auch Minutenzeiger hatten, wurden erst viel später üblich[18]. Was die transportableren Zeitmesser anlangt, so war die Taschenuhr von zweifelhafter Genauigkeit, bis Verbesserungen in der Hemmung gemacht wurden und die spiralförmige Unruhefeder nach 1674 in Gebrauch kam[19]. Reichverzierte Schmuckstücke wurden den einfachen Zweckinstrumenten noch immer vorgezogen. Ein Tagebuchschreiber aus Sussex notiert im Jahre 1688: »Kaufte . . . eine in Silber gefaßte Uhr, die mich 31 i kostete . . . Diese Uhr zeigt die Stunde des Tages, den Monat des Jahres, die Phase des Monds sowie die Gezeiten; sie geht 30 Stunden nach einmaligem Aufziehen[20].«

Etwa um 1680, vermutet Cipolla, überflügelt die englische Uhrmacherkunst für fast ein Jahrhundert die europäische Konkurrenz[21]. Das Uhrmacherhandwerk ging aus dem Schmiedehandwerk hervor[22], und die Verwandtschaft kann noch bei Hunderten von selbständigen Uhrmachern beobachtet werden, die im 18. Jahrhundert verstreut über die Marktflecken und größeren Dörfer Englands, Schottlands und Wales in eigenen Werkstätten für den Bedarf der unmittelbaren Umgebung arbeiteten[23]. Während manche sich mit der Herstellung alltäglicher Bauernuhren begnügten, gab es doch auch geniale Handwerker unter ihnen. So perfektionierte John Harrison, Uhrmacher und vormals Schreiner aus Barton-on-Humber (Linc.) eine Schiffsuhr und konnte im Jahre 1730 behaupten, »eine Uhr dahin gebracht zu haben, daß sie genauer geht, als man sich vorstellen kann, wenn man an die große Zahl von Sekunden denkt, die ein Monat hat, und während deren sie um nicht mehr als eine Sekunde abweicht . . . Ich bin sicher, daß ich es noch auf die Genauigkeit von 2 oder 3 Sekunden pro Jahr bringen kann[24].« Und John Tibbot, ein Uhrmacher in Newtown (Mon.), hatte im Jahre 1810 eine Uhr vollendet, die (so behauptete er) selten um mehr als eine Sekunde in 2 Jahren falsch ging[25]. Zwischen diesen Extremen gab es jene zahlreichen geschickten und hochqualifizierten Handwerker, die in der Frühzeit der industriellen Revolution eine entscheidende Rolle für die technische Innovation spielten. Dieser Sachverhalt ist nicht erst von den Historikern entdeckt worden. Er kommt mit aller Deutlichkeit in den Uhrmacherpetitionen gegen die Steuersätze vom Februar 1798 zum Ausdruck. So die Bittschrift aus Carlisle: ». . . die Woll- und Baumwollindustrie verdankt die Vollkommenheit ihrer Maschinen gänzlich den Uhrmachern, von denen viele jahrelang . . . damit beschäftigt waren, solche Maschinen zu erfinden, zu bauen und instand zu halten . . .[26].«

Die Herstellung von Standuhren in kleinstädtischen Handwerksbetrieben erhielt sich bis ins 19. Jahrhundert hinein, wenn es auch seit Beginn dieses Jahrhunderts üblich wurde, die Teile vorfabriziert aus Birmingham zu beziehen und sie in der eigenen Werkstatt zusammenzusetzen. Dagegen konzentrierte sich die Herstellung von Taschenuhren seit Beginn des 18. Jahrhunderts auf einige wenige Zentren, deren wichtigste London, Coventry, Prescot und Liverpool waren[27]. In diesem Industriezweig kam es schon früh zu einer weitgehenden Arbeitsteilung, die die Massenproduktion erleichterte und Preissenkungen erlaubte. Für die Zeit der Hochblüte (1796) wird die

Jahresproduktion recht unterschiedlich mit 120.000 bzw. 191.678 Stück angegeben[28]. Ein großer Teil davon ging in den Export. Pitts unbedachter Versuch, Stand- und Taschenuhren zu besteuern, bedeutete, obwohl er nur von Juli 1797 bis März 1798 dauerte, einen Wendepunkt in der Entwicklung der Industrie. Schon im Jahre 1796 beklagte sich der Handel über die Konkurrenz der französischen und Schweizer Uhren; die Klagen werden noch lauter in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts. Die Uhrmacherinnung behauptete 1813, daß das Schmuggeln von billigen goldenen Uhren sehr große Ausmaße angenommen hätte und daß sie von Juwelieren, Kurzwarenhändlern, Modistinnen, Parfümerien usw. verkauft würden, und zwar »fast ausschließlich für den Gebrauch der oberen Gesellschaftsschichten«. Gleichzeitig müssen auch billige Schmuggelwaren, die von Pfandleihern oder Handelsreisenden vertrieben wurden, die ärmeren Schichten erreicht haben[29].

Man weiß zwar, daß es um 1800 viele Uhren jeder Größe gab, doch ist unklar, wer sie besaß. Dorothy George meint in ihrem Buch über die Mitte des 18. Jahrhunderts, daß »Landarbeiter und Handwerker oft silberne Uhren besaßen«. Es ist jedoch nicht angegeben, auf welchen präzisen Zeitraum sich diese Aussage, die im übrigen nur schwach belegt ist, bezieht[30]. Der Durchschnittspreis für einfache Wanduhren, wie sie in Wrexham zwischen 1755 und 1774 hergestellt wurden, lag zwischen 2 Pfund und 2 Pfund 15 Shilling. Eine Preisliste aus Leicester für neue Standuhren, ohne Gehäuse, gibt 3–5 Pfund an. Eine gut verarbeitete Taschenuhr wird gewiß nicht weniger gekostet haben[31]. Offensichtlich konnte kein Landarbeiter, dessen Budget durch Eden oder David Davies überliefert worden ist, derartige Ausgaben je in Erwägung ziehen, höchstens die bestbezahlten städtischen Handwerker. Die ablesbare Zeit, so möchte man vermuten, blieb um die Jahrhundertmitte noch immer das Privileg des Landadels, der Meister, Bauern und Händler; und vielleicht sollten die Feinheit der Muster und die Vorliebe für Edelmetalle den Charakter der Uhr als Statussymbol betonen.

Die Lage scheint sich aber in den letzten Jahrzehnten des Jahrhunderts gewandelt zu haben . . . Nach 1790 nimmt die Zahl der Uhren schnell zu: Die Betonung verschiebt sich von »Luxus« auf »Nützlichkeit«; selbst Landarbeiter haben zuweilen in ihren Hütten hölzerne Uhren, die weniger als 20 Shilling kosten. Wand- und Taschenuhren finden nun allgemeine Verbreitung, und zwar erwartungsgemäß genau in dem Moment, in dem die industrielle Revolution eine größere Synchronisierung der Arbeit verlangt.

Obwohl einige sehr billige – und entsprechend minderwertige – Uhren auf den Markt kamen, blieben die Preise leistungsfähiger Modelle noch mehrere Jahrzehnte lang für den Handwerker unerschwinglich[32]. Wir sollten uns jedoch nicht durch die uns gewohnte wirtschaftliche Präferenzskala irreführen lassen. Unter den neuen Bedürfnissen, die der Industriekapitalismus zur Förderung der eigenen Entwicklung weckte, war das kleine Instrument, das den neuen Rhythmus des industriellen Lebens regulierte, relativ dringlich. Eine Wand- oder Taschenuhr war nicht nur nützlich, sie verlieh auch Prestige, und so werden nicht wenige für ihren Erwerb die letzten Ersparnisse geopfert haben. Es gab da verschiedene Quellen und Gelegenheiten.

Jahrzehntelang fanden brauchbare billige Uhren regelmäßig ihren Weg vom Taschendieb zum Empfänger, dem Pfandleiher oder Gastwirt[33]. Selbst Arbeiter mochten ein- bis zweimal in ihrem Leben unerwartet zu Geld kommen und dafür eine Uhr erstehen: für den Wehrsold[34], einen Ernteverdienst oder den Jahreslohn eines Dieners[35]. In manchen Teilen des Landes wurden Uhrenklubs *(clock and watch clubs)* zu gemeinschaftlichem Ratenkauf gegründet[36]. Die Taschenuhr war die Sparkasse des kleinen Mannes, in schlechten Zeiten konnte sie verkauft oder verpfändet werden. »Dieser Ticker«, sagte ein Cockney-Setzer, »hat mich 5 £ gekostet. Jetzt ist er schon über zwanzigmal im Leihhaus gewesen und hat mehr als 40 £ gebracht. Ist ein richtiger Schutzengel eine gute Uhr, wenn es einem dreckig geht.«

Wann immer eine Gruppe von Arbeitern ihren Lebensstandard zu erhöhen vermochte, gehört der Erwerb von Uhren zum ersten, das die Beobacher vermerken. Nach Radcliffes bekanntem Bericht über das goldene Zeitalter der Handweber in Lancashire in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts hatte jeder Weber »eine Uhr in der Tasche«, und jedes Haus war »wohl ausgestattet mit einer Wanduhr in einem eleganten Mahagoni- oder sonstigen modischen Gehäuse[37]«. Dasselbe fiel 50 Jahre später einem Berichterstatter in Manchester auf: »Kein Arbeiter in Manchester verzichtet auf sie auch nur einen Augenblick länger als nötig. In den besseren Häusern kann man hier und da noch jene altmodischen 8-Tage-Uhren mit metallenem Zifferblatt sehen; der bei weitem häufigste Typ ist jedoch die kleine holländische Uhr mit ihrem emsigen Pendel, das offen und aller Welt sichtbar hin und her schwingt[38].« Wiederum dreißig Jahre später war die doppelte goldene Uhrkette das Symbol des erfolgreichen Lib-Lab-Gewerkschaftsführers; und für 50 Jahre sklavischer Arbeitsdisziplin verlieh der fortschrittliche Firmenchef seinem Arbeitnehmer eine gravierte Golduhr.

IV.

Um von der Uhr zur Arbeit zurückzukehren: Die Bedeutung der Zeit nimmt in dem Maße zu, in dem der Arbeitsprozeß synchronisiert werden muß. Solange sich die Produktion in Heimarbeit und kleinen Werkstätten ohne weitgehende Arbeitsteilung vollzog, blieb auch das notwendige Ausmaß an Synchronisation gering, die Orientierung an den Aufgaben weiterhin vorherrschend[39]. Das Verlagssystem erforderte viel Holen, Bringen und Warten auf Material. Schlechtes Wetter behinderte nicht nur Feldarbeit, Hausbau und Verkehr, sondern auch das Weben, denn die fertigen Stücke mußten im Spannrahmen trocknen. Bei näherer Betrachtung ist man überrascht über die Fülle subsidiärer Aufgaben, die derselbe Arbeiter oder dieselbe Familiengruppe daheim oder in der Werkstatt verrichten mußte. Selbst die Lohnarbeit in größeren Werkstätten kannte noch eine gewisse Freiheit des Kommens und Gehens, wenn daneben die Arbeit auf eigene Rechnung an der privaten Werkbank oder dem privaten Webstuhl fortgesetzt wurde und keine Veruntreuung von Material zu befürchten war.

So erklärt sich die charakteristische Unregelmäßigkeit der Arbeitsorganisation vor dem Aufkommen der maschinenbetriebenen Industrie. Soweit ein gewisses Leistungssoll für Perioden von jeweils ein oder zwei Wochen erfüllt wurde – ein Stück Tuch, eine bestimmte Anzahl von Nägeln oder Schuhen –, lag die Länge des einzelnen Arbeitstages weitgehend im Belieben des Arbeiters. Außerdem übten viele in den frühen Entwicklungsstadien von Gewerbe und Bergwerk mehrere Tätigkeiten gleichzeitig aus: Zinngießer aus Cornwall gingen zugleich der Pilchardfischerei nach, Bleibergleute im Norden bestellten einen kleinen Acker, Dorfhandwerker waren sowohl als Maurer als auch als Fuhrleute oder Schreiner tätig; Heimarbeiter verließen zur Erntezeit ihre Arbeit; Kleinbauern aus dem Penninischen Gebirge webten nebenbei.

Es liegt in der Natur solcher Arbeit, daß genaue und repräsentative Zeitpläne nicht überliefert sind. Doch können uns einige Auszüge aus dem Tagebuch eines bäuerlichen Webers aus den Jahren 1782–1783 einen Hinweis auf die Vielfalt der Tätigkeiten geben. Im Oktober 1782 war er neben dem Weben noch immer mit dem Einbringen der Ernte und dem Dreschen beschäftigt. An einem regnerischen Tag wob er etwa $8^{1}/_{2}$–9 Ellen; am 14. Oktober lieferte er sein fertiges Stück ab und webte daher nur $4^{3}/_{4}$ Ellen; am 23. arbeitete er bis 3 Uhr auf dem Feld, webte 2 Ellen bis Sonnenuntergang und »flickte abends meinen Rock«. Am 24. Dezember: »webte 2 Ellen vor 11 Uhr. Ich schichtete die Kohlen auf, reinigte die Decke und die Wände der Küche und legte den Misthaufen an bis 10 Uhr nachts«. Außer über Erntearbeit, Dreschen, Buttern, Grabenziehen und Gärtnern finden wir folgende Einträge: 18. Januar 1783: »Ich richtete einen Verschlag für das Kalb her und schaffte die Kronen von drei Platanen nach Hause, die am Wege wuchsen und an diesem Tag geschlagen und an John Blagbrough verkauft wurden.« 21. Januar: »Webte $2^{3}/_{4}$ Ellen; da die Kuh gekalbt hatte, brauchte sie viel Pflege.« (Am nächsten Tag ging er zu Fuß nach Halifax, um eine Medizin für die Kuh zu kaufen.) Am 25. Januar webte er 2 Ellen, ging zum nahen Dorf und verrichtete »verschiedene Arbeiten an der Drehbank und auf dem Hof und schrieb am Abend einen Brief«. Andere Beschäftigungen umfaßten Gelegenheitsarbeiten mit Pferd und Wagen, Kirschenpflücken, Arbeit an einem Mühlendamm, Teilnahme an einer Baptistenveranstaltung und einer öffentlichen Hinrichtung durch den Strang[40].

Dieses Durcheinander von Tätigkeiten muß im Zusammenhang mit dem unregelmäßigen Zyklus der Arbeitswoche, ja des Arbeitsjahrs gesehen werden, über den die Moralisten und Merkantilisten des 17. und 18. Jahrhunderts so sehr lamentierten . . . Wo immer die Menschen ihren Arbeitsrhythmus selbst bestimmen konnten, bildete sich ein Wechsel von höchster Arbeitsintensität und Müßiggang heraus. (Dieser Rhythmus besteht noch heute in selbständigen Berufen – bei Künstlern, Schriftstellern, Kleinbauern und vielleicht auch Studenten – und wirft die Frage auf, ob dies nicht ein »natürlicher« menschlicher Arbeitsrhythmus sei.) Montags oder dienstags ratterte der Handwebstuhl nach althergebrachter Weise: immer langsam voran, immer langsam voran *(plen-ty of time, plen-ty of time)*, am Donnerstag und Freitag: ein Tag zu spät, ein Tag zu spät *(a day t'lat, a day t'lat)*[41]. Die Versuchung, morgens

eine Stunde später aufzustehen, verlängerte die Arbeit in den Abend hinein, wo Kerzenlicht benötigt wurde[42]. Auch der blaue Montag wurde ganz allgemein, von wenigen Gewerbezweigen abgesehen, gefeiert: bei Schustern, Schneidern, Kohlenarbeitern, Druckern, Töpfern, Webern, Strumpfwirkern, Messerschmieden und in allen kleineren Handwerken. Trotz Vollbeschäftigung in vielen Londoner Gewerben während der Napoleonischen Kriege klagte ein Augenzeuge: »Dem blauen Montag, der in dieser großen Stadt sehr streng eingehalten wird, . . . folgt meist noch ein blauer Dienstag[43].«

Bei Heimarbeit und Kleinbetrieben scheint der arbeitsfreie Montag üblich gewesen zu sein, ebenso in den Bergwerken und manchmal sogar noch in der Fertigungs- und Schwerindustrie[44]. Aus komplexen wirtschaftlichen und sozialen Gründen erhielt sich dieser Brauch in England bis ins 19. und 20. Jahrhundert[45]. Er wurde in manchen Gewerben von den Werkmeistern übernommen, die am Montag die fertige Arbeit einsammelten und neue austeilten. In Sheffield, wo die Messerschmiede jahrhundertelang hartnäckig den blauen Montag gefeiert hatten, war er »feste Sitte und Brauch« geworden, dem sich selbst die großen Stahlwerke beugten (1874): »Dieser montägliche Müßiggang wird in manchen Fällen noch dadurch bestärkt, daß die großen Stahlwerke an diesem Tag ihre Maschinen reparieren[46].« Wo der Brauch fest verwurzelt war, blieb der Montag für Markteinkäufe und persönliche Angelegenheiten reserviert. Ebenso galt, was Duveau von den französischen Arbeitern sagt: »Der Sonntag gehört der Familie, der Montag den Freunden.« Im späteren 19. Jahrhundert schließlich war das Blaumachen eine Art Statusprivileg der besser bezahlten Handwerker[47].

Im Bericht eines »alten Töpfers«, der erst 1903 veröffentlicht wurde, finden wir einige der scharfsinnigsten Beobachtungen über den unregelmäßigen Arbeitsrhythmus, der sich in den älteren Töpfereien bis zur Jahrhundertmitte hielt. Die Töpfer (in den Jahren 1830–1850) »hielten sich streng an den blauen Montag«. Obwohl jährliche Arbeitsverträge vorherrschten, richtete sich die Höhe des Wochenlohnes nach der jeweiligen Leistung; die gelernten Töpfer beschäftigten ihrerseits Kinder und arbeiteten – fast unbeaufsichtigt – nach ihrem eigenen Tempo. Kinder und Frauen arbeiteten auch montags und dienstags, doch herrschte »Feiertagsstimmung« und die Arbeitszeit war kürzer als sonst: Die Töpfer waren meist abwesend und vertranken den Verdienst der vorhergehenden Woche. Die Kinder mußten die Arbeit für den Töpfer vorbereiten (z. B. die Henkel für die Töpfe, die er drehen wollte), und alle litten unter der außergewöhnlich langen Arbeitszeit (14–16 Stunden pro Tag), die von Mittwoch bis Samstag eingehalten wurde. »Ich glaube heute, daß die Frauen und Jungen die tödlichen Anstrengungen der letzten vier Wochentage in den Töpfereien nicht durchgestanden hätten, wenn der Wochenbeginn nicht Erleichterungen gebracht hätte.« Der »alte Töpfer«, ein methodistischer Laienprediger mit liberal-radikalen Ansichten, sah diese Bräuche (die er beklagte) als eine Folge der fehlenden Mechanisierung der Töpfereien; und er argumentierte, daß diese Disziplinlosigkeit in der täglichen Arbeit die ganze Lebensweise und selbst die Möglichkeit der Arbeiterorganisation im keramischen Gewerbe beeinflusse. »Maschinen bedeuten Disziplin

in der Industriearbeit«: »Wäre jeden Montagmorgen um 6 Uhr eine Dampfmaschine in Gang gesetzt worden, hätten die Arbeiter sich an eine regelmäßige und kontinuierliche Tätigkeit gewöhnt. Auch scheint mir, daß die Menschen durch Maschinen zum Rechnen angehalten werden. Die Töpfereiarbeiter versagten kläglich in dieser Hinsicht; sie lebten wie Kinder, ohne ihre Arbeit oder deren Resultate in irgendeiner Weise vorauszuberechnen. In einigen nördlichen Grafschaften dagegen haben die Arbeiter durch die Gewohnheit rechnerischer Voraussicht manch ganz erstaunliche Fähigkeiten entwickelt. Ihre großen Genossenschaften hätten nie eine derartige Blüte erreicht, hätten sich die Arbeiter nicht zuvor durch Maschinengebrauch mit exakter Planung vertraut gemacht. Eine Maschine, die eine bestimmte Anzahl Wochenstunden arbeitet, produziert eine bestimmte Menge Garn oder Tuch. Minuten spielen eine Rolle für die Resultate, während in den Töpfereien Stunden oder sogar Tage kaum als ausschlaggebend empfunden wurden. Man hatte ja immer den Morgen und Abend der letzten Wochentage, an denen man den Verlust des nachlässigen Wochenbeginns wettzumachen hoffte[48].«

Zum unregelmäßigen Arbeitsrhythmus gesellt sich die ausgiebige Zeche am Wochenende. So wird der blaue Montag zur bevorzugten Zielscheibe vieler viktorianischer Temperenzler-Traktate. Doch selbst ein sehr besonnener und selbstbeherrschter Handwerker konnte dem Bedürfnis nach derartiger Abwechslung nicht immer widerstehen. »Ich weiß nicht, wie ich den Überdruß und Ekel beschreiben soll, der den Arbeiter manchmal überkommt und ihn für längere oder kürzere Zeit unfähig macht, seiner gewohnten Tätigkeit nachzugehen«, schrieb Francis Place 1829; und er fügte als persönliches Bekenntnis hinzu: »Fast sechs Jahre lang arbeitete ich – wenn ich Arbeit hatte – zwölf bis achtzehn Stunden am Tag. Wenn ich aus dem erwähnten Grund nicht mehr arbeiten konnte, rannte ich weg und lief so rasch es ging nach Highgate, Hampstead, Muswell-hill oder Norwood und kehrte dann zu meinem Brechmittel zurück. So geht es jedem Arbeiter, den ich kenne, und je hoffnungsloser die Lage eines Mannes ist, desto öfter wiederholen sich solche Anfälle und desto länger dauern sie[49].«

Zuletzt wäre noch anzumerken, daß die Unregelmäßigkeit der Arbeitstage und -wochen bis in die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts auch im größeren Rahmen des unregelmäßigen Arbeitsjahres mit seinen traditionellen Festtagen und Jahrmärkten gesehen werden muß. Obwohl sich im 17. Jahrhundert der Sonntag gegenüber den althergebrachten Tagen der Heiligen durchsetzte[50], hing das Volk hartnäckig an seinen traditionellen Kirchweihen und Festen und feierte sie womöglich noch intensiver und ausschweifender als in früheren Zeiten[51]. Diese Fragen und die psychischen Bedürfnisse, die durch solche Unterbrechungen der Routine befriedigt wurden, können jedoch hier nicht mehr behandelt werden und müssen einer anderen Gelegenheit vorbehalten bleiben . . .

V.

Der Übergang zur vollentwickelten Industriegesellschaft erfordert sowohl eine soziologische als auch eine wirtschaftliche Analyse. Begriffe wie »Zeitpräferenz« und »rückwärts verlaufende Arbeitsangebotskurve« sind allzu oft unbefriedigende Versuche, soziologische Probleme mit wirtschaftlichen Fachausdrücken zu beschreiben. Ebenso suspekt ist es jedoch, einfache Modelle für einen singulären, angeblich neutralen, technologisch determinierten Prozeß, die »Industrialisierung«, anzubieten, wie es heute in der etablierten amerikanischen Soziologie geschieht[52]. Nicht nur, daß viele technisch und organisatorisch hochentwickelte Produktionszweige (und der von ihnen mitgetragene Lebensstil) im Frankreich und England des 18. Jahrhunderts kaum wirklich als »vorindustriell« bezeichnet werden können; eine solche Definition öffnet Tor und Tür für endlose falsche Analogien zwischen Gesellschaftssystemen auf sehr unterschiedlichen wirtschaftlichen Entwicklungsstufen. Auch die Periode des »Übergangs« läßt sich nicht auf einen einzigen Typ reduzieren. Der Übergang schafft Spannungen in allen kulturellen Bereichen, aus allen Bereichen empfängt er hemmende oder fördernde Impulse. Hier spielen Machtstrukturen, Besitzverhältnisse, religiöse Institutionen usw. ihre Rolle, deren Nichtbeachtung die Phänomene verflacht und die Analyse trivialisiert. Vor allem handelt es sich nicht um einen Übergang zum »Industrialismus« schlechthin, sondern zum Industrie*kapitalismus* oder (im 20. Jahrhundert) zu Alternativsystemen mit noch undeutlichen Zügen. Hier sollen nicht nur die Veränderungen der industriellen Technik untersucht werden, die in *jeder* Gesellschaft zur Synchronisierung der Arbeit und präziserer Zeiteinteilung zwingen, sondern auch die Auswirkungen dieses Wandels im täglichen Leben des erwachenden Industriekapitalismus. Es geht zugleich um das Zeitempfinden in seiner technologischen Bedingtheit und die Zeitmessung als Mittel zur Ausbeutung der Arbeit.

Daß der Übergang in England besonders langwierig und konfliktgeladen war, hat seine Gründe, darunter den vielzitierten, daß England die industrielle Revolution zuerst durchmachte und dabei auf Cadillacs, Stahlwerke und Fernsehapparate verzichten mußte, die das Ziel dieses Prozesses hätten demonstrieren können. Außerdem war die Vorbereitungsphase der industriellen Revolution so lang, daß sich in den Gewerbezentren des beginnenden 18. Jahrhunderts eine lebenskräftige und anerkannte Volkskultur entwickelt hatte, die die Verfechter von Disziplin und Ordnung beunruhigte. Josiah Tucker, Dekan von Gloucester, erklärte 1745, daß »die *unteren* Volksschichten« völlig entartet seien. Fremde (predigte er) fanden, »das *gemeine* Volk unserer *dichtbesiedelten Städte* gehöre zu den *verworfensten und ausschweifendsten* Kreaturen auf Erden«: »Solche Brutalität und Unverschämtheit, solche Ausschweifung und Zügellosigkeit, solch Müßiggang und Unglaube, solches Fluchen und Schwören, dazu die Verachtung von Gesetz und Autorität ... unser Volk ist *trunken vom Kelch der Freiheit*[53].«

Der im vorhergehenden Abschnitt beschriebene unregelmäßige Arbeitsrhythmus macht die Strenge verständlicher, mit der die merkantilistische Doktrin die Notwen-

digkeit niedriger Löhne als Mittel gegen Müßiggang propagierte. »Normale« kapitalistische Lohnanreize scheinen erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine gewisse Wirksamkeit zu erlangen[54]. Die Probleme der Disziplinierung sind schon von anderen Autoren untersucht worden[55]. Hier sollen lediglich einige Punkte berührt werden, die die Zeitdisziplin betreffen. Der erste Hinweis findet sich in dem merkwürdigen Gesetzbuch der Crowley Eisenwerke. Hier, am eigentlichen Beginn der Massenproduktion, hielt es der alte Autokrat Crowley für nötig, ein ganzes bürgerliches Gesetzbuch und eine Strafgesetzordnung von mehr als 100.000 Wörtern zu verfassen, um seine widerspenstigen Arbeitskräfte unter Kontrolle zu halten. Die Vorbemerkungen zu Anordnung Nr. 40 (der Hauswart des Werks) und Nr. 103 (Fabrikaufsicht) sind im Ton des moralisch-selbstgerechten Ordnungshüters gehalten. Aus Anordnung 40: »Ich bin von manchen Tagelöhnern mit dem Wissen der Buchhalter schrecklich betrogen worden und habe weit mehr Arbeitszeit bezahlt, als ich es guten Gewissens hätte tun können, und viele Buchhalter waren so treulos und niederträchtig, daß sie mir die Faulheit und Nachlässigkeit der Tagelöhner verbargen . . .« Und aus Anordnung 103: »Manche glaubten wohl, bei ihrem Können und Geschick das Nötige in kürzerer Zeit zu schaffen als andere und haben sich eine Art Bummelrecht angemaßt. Andere waren der törichten Meinung, ihre bloße Anwesenheit ohne jede Arbeit genüge schon . . . Manche besaßen sogar die Unverschämtheit, sich ihrer Schande zu rühmen und andere wegen ihres Fleißes zu tadeln . . . Um Faulheit und Schändlichkeit aufzudecken und die Guten und Fleißigen zu belohnen, hielt ich es für angemessen, durch einen Aufseher einen Zeitplan aufstellen zu lassen und Ordnung zu schaffen, und so sei bekanntgemacht, daß es von 5 bis 8 und von 7 bis 10 fünfzehn Stunden sind, von denen 1½ für Frühstück, Mittagessen usw. abgezogen werden. Das bedeutet 13½ Stunden exakte Arbeit . . .« Bei Berechnung der Arbeitszeit war »all jene Zeit nicht zu berücksichtigen, die vertan wird in Wirtshäusern, Bierstuben und Kaffeehäusern, für Frühstück, Mittagessen, Spiel, Schlaf, Rauchen, Singen, Zeitunglesen, Zank, Streit und Disput, bei jedweder Art Müßiggang und bei aller Tätigkeit, die nicht mein Geschäft betrifft.«

Aufseher und Hauswart des Werks wurden angewiesen, für jeden Tagelöhner eine Kontrollkarte auszustellen, auf der auf die Minute genau »Kommen« und »Gehen« eingetragen wurden. In der Anordnung für den Monitor heißt es in Absatz 31 (einem späteren Zusatz): »Und da mir zu Ohren kam, daß verschiedene Angestellte ehrlos genug waren, sich bei ihrem Weggang nach den am schnellsten gehenden Uhren und einer zu früh schlagenden Glocke zu richten, bei ihrer Ankunft jedoch nach zu langsam gehenden Uhren und einer verspätet schlagenden Glocke, und daß jene beiden schwarzen Verräter Fowell und Skellerne dies wissentlich zugelassen haben, soll hinfort keine hier geführte Person sich nach irgendeiner anderen Uhr, Glocke oder sonstigem Zeitmesser als der des Aufsehers richten, und diese Uhr darf niemals nachgestellt werden, es sei denn durch ihren Inhaber.« Der Hauswart des Werks hatte Anweisung, »die Uhr derart verschlossen zu halten, daß es keinem Menschen möglich wäre, sie zu verstellen.« Seine Pflichten waren zudem in Absatz 8 definiert: »Jeden Morgen um 5 Uhr soll der Hauswart die Glocke zum Arbeitsbeginn läuten, um

8 Uhr zum Frühstück, eine halbe Stunde später zur Wiederaufnahme der Arbeit, um 12 Uhr zum Mittagessen, um 1 Uhr zur Arbeit und um 8 Uhr zum Feierabend, danach soll alles abgeschlossen werden.« Sein Zeitregister sollte jeden Dienstag mit folgender schriftlicher Erklärung vorgelegt werden: »Dieses Zeitregister wurde geführt ohne Begünstigung oder Zuneigung, Übelwollen oder Haß, und ich glaube wahrhaftig, daß die oben aufgeführten Personen im Dienste von Herrn John Crowley die eingetragenen Stunden gearbeitet haben[56].«

Wir betreten hier schon im Jahre 1700 den vertrauten Boden des disziplinierten Industriekapitalismus mit Kontrollkarte, Aufseher, Denunzianten und Fabrikstrafen. Etwa siebzig Jahre später wurde die gleiche Arbeitsordnung in den ersten Baumwollfabriken eingeführt (obwohl die Maschinen selbst die Funktion des Aufsehers wirksam ergänzten). Da Josiah Wedgwood auf die Mithilfe der Maschinen bei der Regulierung des Arbeitstempos an der Töpferscheibe verzichten mußte, war dieser angeblich so gefürchtete Zuchtmeister gezwungen, den Töpfern die Arbeitsdisziplin in erstaunlich gedämpftem Ton zu verordnen. So war der Aufseher verpflichtet: »Morgens als erster in der Fabrik zu sein und den Leuten ihre Arbeit zuzuweisen; die rechtzeitig Kommenden zu ermutigen und sie wissen zu lassen, daß ihre Pünktlichkeit gewürdigt wird, sie durch wiederholte Zeichen des Wohlwollens, durch Geschenke oder andere ihrem Alter entsprechende Zuwendungen vor den weniger pünktlichen Arbeitern auszuzeichnen. Die Zuspätkommenden sollen aufgeschrieben werden, und wenn sie nach wiederholten Rügen nicht pünktlich erscheinen, soll die Zeit, die sie gefehlt haben, notiert und ein der verlorenen Zeit entsprechender Teil des Lohnes einbehalten werden; wenn sie nach Stücklohn arbeiten, sollen sie nach mehrmaliger Warnung die Frühstückspause durcharbeiten[57].« Diese Vorschriften wurden später etwas verschärft: »Jeder Arbeiter, der sich nach der vom Meister erlaubten Zeit Eingang verschafft, büßt mit 2 Pennies[58].« McKendrick hat gezeigt, wie Wedgwood in Etruria mit diesem Problem zu kämpfen hatte und als erster ein System der Zeitregistrierung für den Arbeitsanfang einführte[59]. Die unverbesserlichen Töpfer scheinen aber nach dem Abgang des strengen Josiah wieder in viele ihrer alten Gewohnheiten zurückgefallen zu sein.

Es wäre jedoch zu einfach, dies Problem auf die Fabrik- oder Werkstattdisziplin zu beschränken. Der Versuch, ein rationelles Zeitbewußtsein in den Gebieten der Heimindustrie einzuführen, und seine Auswirkungen auf das häusliche und soziale Leben müssen ebenfalls kurz betrachtet werden. Die Vorstellungen und Wünsche der Arbeitgeber können fast lückenlos in einem einzigen Pamphlet nachgelesen werden, betitelt *Friendly Advice to the Poor* und im Jahre 1755 »geschrieben und veröffentlicht im Auftrag der früheren und gegenwärtigen Behörden der Stadt Manchester« von Rev. J. Clayton. »Wenn der Faule seine Hand in der Tasche versteckt, anstatt sie zur Arbeit zu gebrauchen; wenn er seine Zeit mit Bummeln zubringt, seinen Körper durch Faulheit schwächt und seinen Geist durch Trägheit abstumpft«, kann er nur Armut als Lohn erwarten. Der Arbeiter soll nicht müßig auf dem Marktplatz herumlungern oder seine Zeit mit Marktgeschäften vergeuden. Bei Hochzeiten und Beerdigungen, klagt Clayton, seien »Kichen und Straßen voll von Zuschauern . . .,

die trotz ihres elenden Hungerlebens . . . keine Skrupel haben, die besten Stunden des Tages mit Gaffen zuzubringen . . .« Teetisch, Kirmes und Festtage seien »widerwärtige Vertilger von Zeit und Geld«, das gleiche gelte von den Jahresfeiern der verschiedenen Vereinigungen und dem »faulen In-den-Tag-Schlafen«: »Frühes Aufstehen würde die Armen zwingen, rechtzeitig schlafen zu gehen und die Gefahr mitternächtlicher Gelage verhindern.« Frühaufstehen würde auch »eine exakte Regelmäßigkeit in ihre Familien bringen, eine wundervolle Ordnung in ihre Wirtschaft.«

Der Katalog ist bekannt und könnte genausogut von Baxter aus dem vorhergehenden Jahrhundert stammen. Wenn wir Bamfords *Early Days* glauben dürfen, vermochte Clayton nicht viele Weber von ihren alten Gewohnheiten abzubringen. Doch zweifellos ist der Chor der Moralisten in der Frühzeit der Industrialisierung ein Vorspiel zu der scharfen Attacke auf volkstümliche Bräuche, Spiele und Feiertage, die um die Wende zum 19. Jahrhundert einsetzte.

Außerhalb der Industrie bot sich eine weitere Institution an, um an sparsamen Umgang mit der Zeit zu gewöhnen: die Schule. Clayton klagte, die Straßen Manchesters seien voll von »unbeschäftigten zerlumpten Kindern, die nicht nur ihre Zeit verlieren, sondern sich ans Spielen gewöhnen« usw. Er pries die Armenschulen, die Fleiß, Sparsamkeit, Ordnung und Regelmäßigkeit lehrten: »Die Schüler werden an frühes Aufstehen und Pünktlichkeit gewöhnt[60].« Als William Temple im Jahre 1770 dafür plädierte, arme Kinder im Alter von 4 Jahren in die Arbeitshäuser zu schicken, wo sie Fabrikarbeit leisten und zwei Stunden am Tag Schulunterricht erhalten sollten, hatte er sehr genaue Vorstellungen vom sozialisierenden Einfluß dieses Prozesses: »Es ist sehr nützlich, daß sie auf irgendwelche Art ständig beschäftigt werden, wenigstens 12 Stunden am Tag, ob sie damit nun ihren Unterhalt verdienen oder nicht; denn wir hoffen, daß sich auf diese Weise die heranwachsende Generation so sehr an ständige Beschäftigung gewöhnen wird, daß sie diese zuletzt als angenehm und unterhaltend empfindet . . .[61]« Auch die Aufgabe der Erziehung lag für Powell im Jahre 1772 vor allem darin, an »unermüdlichen Fleiß« zu gewöhnen. Im Alter von sechs oder sieben Jahren sollen dem Kind »Arbeit und Anstrengung zur Gewohnheit, wenn nicht zur zweiten Natur werden[62].« Pfarrer William Turner, der 1786 in Newcastle schrieb, empfahl die Schulen von Raikes als »ein Schauspiel der Ordnung und Regelmäßigkeit« und zitierte einen Hanf- und Flachsfabrikanten aus Gloucester, der die erfolgreiche Einwirkung auf die Kinder bestätigte: »Sie sind . . . gefügiger und gehorsamer und weniger zänkisch und rachsüchtig geworden[63].« Ermahnungen zur Pünktlichkeit und Regelmäßigkeit stehen in allen Schulordnungen jener Zeit: »Jede Schülerin muß sich sonntags pünktlich um 9 Uhr früh im Schulraum einfinden, sowie nachmittags um halb zwei Uhr, sonst verliert sie ihren Platz am darauffolgenden Sonntag und muß als letzte in der Reihe gehen[64].« Sobald sich die Schultore hinter ihm schlossen, trat das Kind in die neue Welt strenger Zeiteinteilung ein. In den methodistischen Sonntagsschulen in York wurden unpünktliche Lehrer mit Geldbußen bestraft, und die erste Regel, die die Schüler lernen mußten, war: »Ich habe mich einige Minuten vor halb zehn in der Schule einzufinden . . .« Während der Schul-

stunden waren sie einem militärischen Reglement unterworfen: »Der Vorsteher wird noch einmal läuten – dann, auf sein Handzeichen, erheben sich alle Schüler von ihren Plätzen; auf eine zweite Handbewegung machen sie eine Wendung; auf eine dritte begeben sie sich langsam und ruhig zu dem Ort, an dem sie ihre Lektionen repetieren sollen – dann spricht er das Wort ›beginnt‹ . . .[65]«

Dieser vielfältige Angriff auf die überkommenen Arbeitsgewohnheiten wurde natürlich nicht einfach hingenommen. In der ersten Phase finden wir lediglich Widerstand[66]. Danach aber, sobald sich die neue Zeitdisziplin durchgesetzt hat, beginnen die Arbeiter zu kämpfen, und zwar nicht gegen, sondern um die Zeit. Die Quellen sind hier nicht ganz eindeutig. Doch besteht kein Zweifel, daß in den besser organisierten Handwerkszweigen, besonders in London, die Arbeitszeit im 18. Jahrhundert mit dem Aufkommen von Arbeitervereinigungen ständig verkürzt wurde. Lipson verweist auf die Londoner Schneider, deren Arbeitszeit 1721 und dann wieder 1768 gekürzt wurde, beide Male übrigens auch die Mittagspausen: Das Tagespensum wurde zusammengedrängt[67]. Manches spricht dafür, daß einige begünstigte Gewerbe zu Ende des 18. Jahrhunderts eine Art 10-Stunden-Tag erreicht hatten.

Das konnte jedoch nur in Ausnahmeberufen und bei günstigem Arbeitsmarkt von Dauer sein. Der Hinweis einer Flugschrift von 1827 auf »das englische System des Arbeitens von 6 Uhr früh bis 6 Uhr abends[68]« kennzeichnet wohl zutreffender, was ein Mechaniker oder Handwerker in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts zu leisten hatte. In den weniger angesehenen Gewerben und in der Heimindustrie verlief die Entwicklung (wenn es überhaupt Arbeit gab) wahrscheinlich entgegengesetzt, d.h. die Stundenzahl nahm zu.

In den Textilfabriken und Maschinenbauwerkstätten, wo die neue Zeitdisziplin am härtesten durchgesetzt wurde, war auch der Streit über die Zeit am heftigsten. Zunächst versuchten einige der übelsten Werkmeister, den Arbeitern jegliches Wissen über die Uhrzeit zu nehmen. »Ich war in der Fabrik von Mr. Braid«, erklärte ein Zeuge: »Dort arbeiteten wir im Sommer, solange wir sehen konnten, und ich könnte nicht sagen, um wieviel Uhr wir aufhörten. Nur der Meister und sein Sohn hatten eine Uhr, wir dagegen kannten die genaue Tageszeit nicht. Einer der Männer besaß eine Uhr . . . Sie wurde ihm weggenommen und dem Meister in Verwahrung gegeben, weil er den anderen die Uhrzeit gesagt hatte . . .[69]« Ein Zeuge aus Dundee machte sehr ähnliche Angaben: ». . . in Wirklichkeit hatten wir keine regelmäßige Arbeitszeit: Meister und Betriebsleiter machten mit uns, was sie wollten. Die Uhren in der Fabrik wurden oft morgens vor- und abends nachgestellt, und anstatt Instrumente der Zeitmessung zu sein, wurden sie zum Deckmantel für Betrug und Unterdrückung. Obwohl dies unter den Arbeitern bekannt war, wagten sie nicht, etwas zu sagen; jeder scheute sich, eine Uhr zu tragen, denn es war nicht ungewöhnlich, daß einer entlassen wurde, der sich anmaßte, zuviel von Uhren zu verstehen[70].«

Kleinliche Tricks wurden angewandt, um die Mittagspause zu verkürzen und den Tag zu verlängern. »Jeder Fabrikant möchte so schnell wie möglich ein feiner Herr werden«, sagte ein Zeuge vor Sadlers Untersuchungsausschuß: ». . . und sie nehmen

uns weg, was sie können. So läutet die Glocke zum Weggehen 1/2 Minute zu spät, aber 2 Minuten zu früh müssen die Arbeiter wieder dasein. Gewöhnlich waren die Uhren so eingerichtet, daß der Minutenzeiger, wenn er den Schwerpunkt überschritt, gleich 3 Minuten fiel und ihnen statt 30 Minuten nur 27 ließ[71].«
Ein Streikplakat von Todmorden aus derselben Zeit sagte es gröber: »Wenn sich der Maschinist vom alten Robertshaw, dieses dreckige Stück Fett, nicht bald um seine eigenen Angelegenheiten kümmert und sich aus unseren raushält, werden wir ihn mal fragen, wann er das letztemal ein Maß Bier dafür gekriegt hat, daß er die Maschinen 10 Minuten länger hat laufen lassen[72].« Der ersten Generation Fabrikarbeiter wurde die Bedeutung der Zeit von ihren Vorgesetzten eingebleut, die zweite Generation kämpfte in den Komitees der Zehn-Stunden-Bewegung für eine kürzere Arbeitszeit, die dritte schließlich für einen Überstundenzuschlag. Sie hatten die Kategorien ihrer Arbeitgeber akzeptiert und gelernt, innerhalb dieser Kategorien zurückzuschlagen. Sie hatten ihre Lektion – Zeit ist Geld – nur zu gut begriffen[73].

VI.

Bisher haben wir uns mit dem äußeren Druck beschäftigt, der die neue Disziplin durchsetzte. Wie aber wurde sie internalisiert? In welchem Maße wurde sie aufgezwungen, inwieweit freiwillig akzeptiert? Stellen wir das Problem zunächst einmal etwas anders und betrachten es innerhalb der Entwicklung der puritanischen Ethik. Weder die Fleißpredigten noch die moralische Kritik am Müßiggang stellen dann wirklich etwas Neues dar. Lediglich der Ton hat sich geändert: Er wird eindringlicher und bohrender, als jene Moralisten, die diese neue Disziplin für sich selbst akzeptiert haben, sie dem arbeitenden Volk aufzuzwingen beginnen. Lange bevor der Handwerker sich eine Taschenuhr leisten konnte, boten Baxter und seinesgleichen jedem Arbeiter einen inneren, moralischen Zeitmesser an[74]. So enthält Baxters *Christian Directory* viele Variationen zum Thema: Nutze die Zeit! »Nutze jede Minute als eine kostbare Gabe und verbringe sie in Pflichterfüllung.« Daß Zeit Geld sei, war gewiß eine ausgeprägte Vorstellung, aber Baxter scheint geradezu ein Publikum von Kaufleuten und Händlern vorzuschweben: »Denkt daran, wie wertvoll Zeit sein kann ... Im gesamten Wirtschaftsleben, sei es in Handel, Gewerbe und Landwirtschaft, sagt man von einem Mann, der dabei reich geworden ist, er habe seine Zeit genutzt[75].« Oliver Heywood wendet sich im *Youth's Monitor* (1689) an dasselbe Publikum: »Seid aufmerksam bei Euren Geschäften, nutzt die Gelegenheiten; es gibt Zeiten, die besonders günstig sind für die leichte und erfolgreiche Abwicklung Eurer Geschäfte, es gibt den richtigen Zeitpunkt, zu dem Ihr handeln müßt, um voranzukommen: Zeiten, in denen man Gutes tun oder empfangen kann, dauern nicht ewig, eine Kirmes dauert nicht das ganze Jahr ...[76]«

Die moralisierende Rhetorik fällt rasch von einem Extrem ins andere. Auf der einen Seite wird die Kürze des menschlichen Lebens betont im Blick auf die Gewißheit des letzten Gerichts. So heißt es in Heywoods *Meetness for Heaven* (1690): »Die Zeit

ist vergänglich, sie zieht schnell vorüber; doch bestimmt sie, was ewig dauert. In dieser Welt gewinnen oder verlieren wir das ewige Glück. Das große Gewicht der Ewigkeit hängt am kleinen und schwachen Lebensfaden ... Heute ist unser Arbeitstag, die Zeit der Tätigkeit ... Oh, Ihr Menschen, schlaft jetzt und erwacht in der Hölle, aus der es keine Errettung gibt.« Oder, wiederum aus dem *Youth's Monitor*: Die Zeit »ist ein allzu wertvolles Gut, um mißachtet zu werden. Sie ist die goldene Kette, an der die ganze Ewigkeit hängt; der Verlust von Zeit ist unverzeihlich, denn er ist durch nichts wiedergutzumachen[77].« Und Baxter schreibt in seinem *Directory*: »Wo bleibt der Verstand jener Menschen und aus welchem Metall sind ihre verhärteten Herzen, daß sie müßig gehen und die Zeit vertändeln, diese kurze Zeit, diese einzige Zeit, die ihnen für die ewige Rettung ihrer Seelen gegeben ist[78]?«

Auf der anderen Seite stehen die direktesten und weltlichsten Ermahnungen über das Wirtschaften mit der Zeit. In *The Poor Man's Family Book* rät Baxter: »Schlaft nicht mehr, als eure Gesundheit erfordert, denn kostbare Zeit darf nicht in unnötiger Trägheit verschwendet werden«; »zieht euch rasch an«; »und geht eurer Arbeit nach mit beständigem Eifer[79].« Beide Traditionen reichen über Laws *Serious Call* bis hin zu John Wesley. Schon der Name der Methodisten betont das Haushalten mit der Zeit. Auch Wesley kennt beide Extreme, die konkrete Ermahnung und die Betonung der Sterblichkeit. Gerade dieser ständige Hinweis auf die Gewißheit des Endes und nicht etwa der Schrecken des Höllenfeuers gab seinen Predigten zuweilen einen Zug ins Hysterische und erweckte in den Bekehrten ein plötzliches Bewußtsein ihrer Sünde. Wenn Wesley sich des »Zeit ist Geld«-Bildes bedient, dann weniger als einer Aufforderung zu Handel und Geschäft: »Sehet zu, daß ihr umsichtig wandelt, sagt der Apostel ... und nutzet die Zeit; rettet, soviel ihr vermögt, für das höchste Ziel und entreißt jeden flüchtigen Augenblick aus den Händen der Sünde und des Satans, aus den Händen der Faulheit, der Bequemlichkeit, des Vergnügens und weltlicher Geschäfte ...« Wesley, der sich selbst nie schonte und noch mit 80 Jahren jeden Tag um 4 Uhr aufstand (was er übrigens auch den Jungen der Kingswood-Schule befahl), veröffentlichte im Jahre 1786 eine Predigt über »Pflicht und Vorteile des Frühaufstehens«: »Wenn ihr euer Fleisch immerzu zwischen warmen Laken dünstet, wird es wie halbgar, schlaff und weich. Und dabei werden die Nerven völlig überspannt.« Das erinnert an Isaac Watts »Faulpelz«. Wohin auch immer Watts blickte in der Natur, sei es auf die »emsige kleine Biene« oder die Sonne, die zu »ihrer Stunde« aufgeht, überall las er die gleiche Lektion für den verderbten Menschen[80]. Neben den Methodisten nahm auch die Erweckungsbewegung das Thema auf. Hannah More ... gelingt es, das Bild von der Zeit als Geld auf den Arbeitsmarkt anzuwenden: »Wenn ich meine Arbeiter am Samstagabend hereinrufe, um sie auszuzahlen, denke ich oft an den schreckensvollen Tag der großen letzten Abrechnung, wenn ich und du und wir alle gerufen werden, Rechenschaft abzulegen ... Wenn ich sehe, daß einer meiner Leute nicht den Lohn erreicht hat, den er hätte verdienen können, weil er sich auf einem Jahrmarkt herumgetrieben oder einen Tag vertrunken hat ... kann ich nicht anders, als zu mir sagen, der Abend ist gekommen, Samstagabend ist gekommen. Keine Reue und kein Fleiß dieser armen Männer kann jetzt noch die Arbeit einer

schlechten Woche wiedergutmachen. Diese Woche ist in die Ewigkeit eingegangen[81].«

Als Hannah More schrieb, war der Appell zum haushälterischen Umgang mit der Zeit schon längst nicht mehr auf Puritaner, Wesleyaner und die Erweckungsbewegung beschränkt. Benjamin Franklin – sein Leben lang an Uhren interessiert und mit John Whitehurst aus Derby, dem Erfinder der Kontrolluhr, befreundet – verlieh ihm seinen klarsten, säkularen Ausdruck: »Seitdem unsere Zeit einem Einheitsmaß unterworfen ist und des Tages Goldbarren zu Stunden gemünzt wird, wissen die Fleißigen aller Berufe jede Minute zu ihrem Vorteil zu nutzen. Wer aber seine Zeit sorglos vertändelt, ist in Wahrheit ein Geldverschwender. Ich erinnere mich an eine bemerkenswerte Frau, die sich des Wertes der Zeit voll bewußt war. Ihr Mann war Schuster und ein ausgezeichneter Handwerker, aber er achtete nie darauf, wie die Minuten vergingen. Vergeblich versuchte sie ihm beizubringen, daß Zeit Geld ist. Er entzog sich mit Witzen, und das war sein Untergang. Wenn er mit müßigen Freunden im Wirtshaus saß und jemand bemerkte, daß die Uhr elf geschlagen habe, sagte er: ›Was bedeutet das schon, wenn wir zusammen sind?‹ Wenn seine Frau ihm durch den Knaben bestellen ließ, es habe zwölf geschlagen, antwortete er: ›Sag ihr, sie soll sich beruhigen, mehr kann es nicht werden!‹ Wenn es ein Uhr war: ›Sie soll sich trösten, es kann ja auch nicht weniger sein[82]!‹« Offenbar bezieht sich diese Erinnerung auf London, wo Franklin in den Jahren nach 1720 als Drucker arbeitete – jedoch niemals dem Beispiel seiner Arbeitskollegen folgte, den blauen Montag zu feiern, wie er uns in seiner Autobiographie versichert. Es erstaunt nicht, daß dieser Ideologe, der Max Weber seinen zentralen Text zur Illustration der kapitalistischen Ethik lieferte[83], ein Repräsentant nicht der Alten, sondern der Neuen Welt ist – jener Welt, die die Steckuhr erfand, time-and-motion studies einführte und in Henry Ford ihren Höhepunkt erreichte[84].

VII.

Durch alle diese Methoden – Arbeitsteilung und Arbeitsüberwachung, Bußen, Glokken- und Uhrzeichen, Geldanreize, Predigten und Erziehungsmaßnahmen, Abschaffung von Jahrmärkten und Volksbelustigungen – wurden neue Arbeitsgewohnheiten und eine neue Zeitdisziplin ausgebildet. In manchen Fällen (wie im keramischen Gewerbe) dauerte dieser Prozeß mehrere Generationen, und es ist fraglich, ob er je ganz erfolgreich war: Unregelmäßige Arbeitsrhythmen wurden bis ins 20. Jahrhundert beibehalten (und sogar institutionalisiert), besonders in London und in den großen Häfen[85].

Das ganze 19. Jahrhundert hindurch wurde die arbeitende Bevölkerung weiter mit der Propaganda des Zeitsparens gefüttert. Die Rhetorik wurde dabei abgegriffener, die feierliche Anspielung auf die Ewigkeit wohlfeiler, die Moralpredigten mittelmäßiger und banaler. Unter frühviktorianischen Traktaten und dem Lesestoff der Masse findet sich eine erdrückende Fülle solchen Inhalts. Wo früher auf die Ewigkeit ver-

wiesen wurde, stehen nun jene endlosen und immer neuen Berichte von gottseligen Sterbebetten (oder Gottlosen, die der Blitz in ihrer Sünde traf). Und die Predigten erzählen rührende Geschichten im smileschen Stil von einfachen Menschen, die Gutes tun durch Fleiß und Frühaufstehen. Die wohlhabenden Klassen begannen das (heute wieder aktuelle) »Problem« der Massenfreizeit zu entdecken. Denn ein guter Teil der Handarbeiter (ein Moralist erkannte es mit Schrecken) hatte nach getaner Arbeit »mehrere Stunden täglich, die sie nach eigenem Gutdünken zubringen konnten. Und wie . . . verbringen diese Ungebildeten ihre kostbare Zeit? . . . Oft müssen wir sehen, daß sie sie einfach vergeuden. In völliger Leere und Stumpfheit können sie stundenlang auf einer Bank sitzen oder auf einem Abhang oder Hügel liegen . . . oder in Gruppen am Straßenrand stehen, bereit, in allem, was des Weges kommt, eine Gelegenheit für grobe Späße zu sehen, indem sie irgendwelche Frechheiten aushecken oder spöttische Bemerkungen über die Vorbeigehenden machen . . .[86]« Unproduktiv und dann noch frech – das ging natürlich nicht. In der reifen kapitalistischen Gesellschaft muß die Zeit voll ausgeschöpft und genutzt werden; es ist verletzend, wenn die Arbeitskräfte bloß »die Zeit verbringen«.

Doch war all diese Propaganda wirklich erfolgreich? Ist es erlaubt, von einer radikalen Umbildung der gesellschaftlichen Natur des Menschen und seiner Arbeitsgewohnheiten zu sprechen? Ich glaube – und habe das an anderer Stelle zu begründen versucht –, daß die neue Disziplin tatsächlich internalisiert wurde und daß die methodistischen Sekten des frühen 19. Jahrhunderts die daraus resultierende psychische Krise widerspiegelten[87]. Wie in der Renaissance das neue Zeitbewußtsein der Kaufleute und des Adels auch den Gedanken der Sterblichkeit stärker hervortreten ließ, so liegt in der Ausbreitung dieses Bewußtseins auf die arbeitende Bevölkerung während der industriellen Revolution (zumal bei der Unsicherheit und hohen Sterblichkeit dieser Zeit) eine Erklärung für die unaufhörliche Betonung des Todes in der populären Predigt und Traktatenliteratur. Positiv gesehen, kann man feststellen, daß mit fortschreitender Industrialisierung offensichtlich Lohnanreize und verstärkte Konsumfreudigkeit wirksamer werden – der greifbare Ertrag der produktiven Zeitnutzung und der Beweis für eine neue vorausschauende Verhaltensweise[88]. In den 30er und 40er Jahren des 19. Jahrhunderts wurde allgemein beobachtet, daß der englische Industriearbeiter sich von seinem irischen Kollegen unterschied, und zwar nicht durch eine größere Arbeitskapazität, sondern durch seine Regelmäßigkeit, sein methodisches Arbeiten und wohl auch durch ein Unvermögen, nicht sich überhaupt zu entspannen, sondern es in der alten ungehemmten Weise zu tun.

Das Zeitempfinden eines oder einer Million Arbeiter läßt sich nicht messen. Immerhin gibt es die Möglichkeit einer vergleichenden Aussage. Die von den merkantilistischen Moralisten gerügte Unfähigkeit der englischen Armen des 18. Jahrhunderts, auf Anreize und Disziplin positiv zu reagieren, wird von Beobachtern und Theoretikern des ökonomischen Wachstums auch für die heutigen Entwicklungsländer festgestellt. So galten die mexikanischen Bauern zu Beginn des 20. Jahrhunderts als ein »träges und kindliches Volk«. Der mexikanische Grubenarbeiter pflegte zur Aussaat und Ernte in sein Dorf zurückzukehren: »Sein Mangel an Initiative, die Un-

fähigkeit zu sparen, wiederholtes Fehlen bei der Arbeit, ständig wiederkehrende Festlichkeiten, Beschränkung der Arbeit auf 3 oder 4 Tage pro Woche, wenn er damit seine Bedürfnisse befriedigen konnte, Maßlosigkeit im Alkoholgenuß – all dies wurde als Beweis einer natürlichen Minderwertigkeit angeführt.« Bei Zeitlohn reagierte er nicht auf monetäre Anreize und sprach (wie die englischen Arbeiter in den Kohlen- und Zinngruben des 18. Jahrhunderts) besser auf Akkord- und Teilakkord-Systeme an. »Wenn er im Akkord steht und weiß, daß er soundso viel Geld pro Tonne erhält, ganz gleich, wie lange er dazu braucht und wie oft er sich hinsetzt und meditiert, dann arbeitet er mit bemerkenswertem Eifer[89].« Und W. E. Moore, der sich dabei auf eine andere Untersuchung mexikanischer Arbeitsbedingungen stützt, bemerkt einmal ganz allgemein: »Da sich die Arbeit in nicht-industriellen Gesellschaften fast immer an den Aufgaben orientiert, . . . könnte es zweckmäßig sein, in Entwicklungsgebieten auch die Löhne auf die Aufgaben und nicht unmittelbar auf die Zeit zu beziehen[90].«

Das Problem kehrt in der Industrialisierungsliteratur in vielen Formen wieder. Für den Techniker des wirtschaftlichen Wachstums mag es das Problem des unentschuldigten Fernbleibens von der Arbeit sein – wie soll sich die Firma dem unbußfertigen Arbeiter auf einer Plantage in Kamerun gegenüber verhalten, der erklärt: »Kann denn ein Mann Tag für Tag so arbeiten, ohne wegzubleiben? Würde er nicht sterben[91]?« – ». . . die ganze afrikanische Lebensweise läßt schwere und beständige Arbeit bei gleicher Länge der Arbeitszeit zu einer größeren physischen und psychischen Belastung werden als in Europa[92].« – »Zeitliche Abmachungen werden im Mittleren Osten oder in Lateinamerika nach europäischen Maßstäben oft etwas nachlässig gehandhabt, neu eingestellte Industriearbeiter gewöhnen sich nur allmählich an feste Dienststunden und einen regelmäßigen Arbeitsrhythmus; Transportfahrpläne oder Materiallieferungen sind nicht immer zuverlässig . . .[93]« Auch ist es nicht einfach, den ländlichen Rhythmus der Jahreszeiten mit seinen Festen und religiösen Feiertagen den Bedürfnissen der Industrieproduktion anzupassen: »Das Arbeitsjahr der Fabrik richtet sich notgedrungen nach den Bedürfnissen der Arbeiter und ist daher nicht optimal im Hinblick auf die Produktion. Verschiedene Versuche der Betriebsführung, dieses Arbeitssystem zu ändern, schlugen fehl. Die Fabrik kam wieder auf einen Arbeitsrhythmus zurück, der für die Leute aus Cantel annehmbar war[94].« Wenn – wie in den frühen Baumwollfabriken Bombays – ineffiziente Produktionsmethoden wie elastische Stundenpläne, unregelmäßige Pausen und Essenszeiten in Kauf genommen werden, um überhaupt Arbeitskräfte zu behalten – immer handelt es sich um dasselbe Problem. Und in Gebieten, wo die Bande zwischen dem neuen Fabrikproletariern und ihren ländlichen Verwandten (und vielleicht zum Grundbesitz) viel fester und dauerhafter sind, als es in England der Fall war, kehrt es wieder in der Disziplinierung von Arbeitern, die nur zeitweise mit der industriellen Lebensweise in Berührung stehen[95].

Ähnliche Beispiele könnten in großer Zahl angeführt werden, und ihr Kontrast macht deutlich, wie sehr wir an verschiedene Arten von Disziplin gewöhnt sind. Die vollausgebildete Industriegesellschaft jeder Spielart ist durch strenge Zeiteinteilung

und die klare Trennung von »Arbeit« und »Leben« gekennzeichnet[96]. An diesem Punkt sei es gestattet, nun auch unsererseits die Tradition des 18. Jahrhunderts aufzunehmen und ein wenig zu moralisieren. Es geht hier nicht um den »Lebensstandard«. Wenn die Wachstumstheoretiker es hören wollen, geben wir gern zu, daß die ältere Volkskultur vielfach zum Müßiggang verleitete und intellektuell steril war, antriebslos und einfach beklagenswert arm. Ohne Zeitdisziplin gäbe es die vorwärtsstrebenden Energien des Industriemenschen nicht – sie ist ein fester Bestandteil der sich entwickelnden Welt, gleichgültig, ob sie nun unter dem Banner von Methodismus, Stalinismus oder Nationalismus eingeführt wird.

Es soll damit nicht gesagt sein, daß ein Lebensstil besser ist als der andere, sondern daß hier ein sehr weitreichender Konflikt aufbricht; daß die Geschichte nicht einfach ein neutraler und unausweichlicher Prozeß des technologischen Wandels ist, sondern auch der Ausbeutung und des Widerstandes gegen Ausbeutung, daß man Werte sowohl verlieren wie gewinnen kann. Die rasch anwachsende soziologische Literatur, die sich mit dem Problem der Industrialisierung befaßt, gleicht einer Landschaft, die durch eine zehnjährige moralische Dürre verödet ist: Man muß sich durch Zehntausende von Wörtern lebloser ahistorischer Abstraktion kämpfen, um wieder zu einer Oase menschlicher Wirklichkeit zu kommen. Ist es nicht häufig reine Selbstgefälligkeit, wenn westliche Entwicklungstechniker ihren rückständigen Brüdern die Gaben der Charakterbildung offerieren? Der »Aufbau eines Arbeiterpotentials«, sagen Kerr und Siegel, ». . . bedeutet die Festsetzung von Regeln für Arbeits- und Freizeit, für die Art und Höhe der Entlohnung, für die Beförderung zur und von der Arbeit und von einer Stelle zur anderen. Er beinhaltet Regeln zur Sicherung eines kontinuierlichen Arbeitsprozesses . . ., den Versuch, individuelle oder organisierte Revolten zu vermeiden, die Versorgung mit einer Weltanschauung, mit ideologischen Orientierungen und Überzeugungen . . .[97]« W. E. Moore hat sogar eine Merkliste der »für das Ziel sozialer Entwicklung entscheidenden Wertvorstellungen« aufgestellt – »folgende Wandlungen in Haltung und Überzeugung sind Voraussetzung einer raschen wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung: Impersonalität, d. h. Beurteilung von Verdienst und Leistung ohne Berücksichtigung des gesellschaftlichen Hintergrunds oder irrelevanter Qualitäten. – Spezifität der Beziehungen was Kontext und Grenzen der Intervention betrifft. – Rationalität und Problemlösung. – Pünktlichkeit. – Anerkennung individuell begrenzter doch systematisch bestehender Interdependenzen. – Disziplin, Achtung legitimer Autorität. – Respekt gegenüber Eigentumsrechten . . .« Mit diesen Werten, »Leistungs- und Mobilitätsstreben« hinzugerechnet – so versichert Professor Moore – »erschöpfen sich die Vorzüge des modernen Menschen keineswegs . . .« Der »ganze Mensch« liebt auch seine Familie, verehrt seinen Gott und verleiht seinen schöngeistigen Interessen Ausdruck. Doch weist er allen diesen Dingen »ihren Platz« zu[98].

Kein Wunder, daß solcherart »ideologische Hilfestellung« der Baxters des 20. Jahrhunderts bei der Ford Foundation Anklang findet. Weniger verständlich ist jedoch, daß sie auch so oft in von der UNESCO geförderten Veröffentlichungen auftaucht.

VIII.

Es ist ein Problem, das die Völker der Entwicklungsländer durchstehen und bewältigen müssen. Es bleibt zu hoffen, daß sie sich vor oberflächlichen, schematischen Modellen hüten, die die arbeitenden Massen lediglich als träges Arbeitspotential betrachten. Und selbst für Industrienationen haben diese Fragen einen aktuellen Aspekt. Wir erleben gegenwärtig, daß die Soziologen das »Problem« der Freizeit diskutieren. Und ein Teil des Problems verbirgt sich hinter der Frage, wie die Freizeit überhaupt zum Problem werden konnte. Infolge der Vernunftehe von Puritanismus und Industriekapitalismus wurden der Zeit neue Werte zugeordnet, Kindern wurde schon in frühester Jugend eingeschärft, jede der ihnen geschenkten Stunden zu nutzen, und die Gleichung »Zeit ist Geld« brannte sich ins Bewußtsein der Menschen[99]. Eine immer wiederkehrende Form der Auflehnung im westlichen Industriekapitalismus – ob nun von Bohémien oder Beatnik – besteht darin, die Dringlichkeit allgemein anerkannter Zeitwerte nicht ernst zu nehmen. Dabei erhebt sich eine interessante Frage: Wenn der Puritanismus ein notwendiger Bestandteil jenes Arbeitsethos' war, das es der industrialisierten Welt ermöglichte, aus den mit Armut geschlagenen Wirtschaftssystemen der Vergangenheit auszubrechen, wird dann der nachlassende Druck der Armut auch das puritanische Zeitverständnis langsam auflösen? Löst es sich bereits auf? Wird der Mensch den ruhelosen Drang verlieren, den inneren Zwang, die Zeit sinnvoll einzusetzen, den die meisten wie ihre Armbanduhr mit sich herumtragen?

Unter den Bedingungen einer automatisierten Zukunft heißt das Problem nicht: »Werden die Menschen imstande sein, alle diese zusätzlichen Freizeiteinheiten zu konsumieren?« sondern: »Wie groß ist die Erfahrungschance für Menschen, die über diese unkontrollierte Zeit verfügen? Halten wir am puritanischen Zeitverständnis, der Wertung der Zeit als Ware fest, so ist die Frage, wieweit diese Zeit nutzbringend angewandt, wieweit sie von der Freizeitindustrie ausgebeutet wird. Wenn aber der zweckgebundene Umgang mit der Zeit an Zwang verliert, dann müßte der Mensch vielleicht auch wieder etwas von jener Lebenskunst lernen, die in der industriellen Revolution unterdrückt worden ist: die Leerstellen seiner Tage mit bereichernden und entspannenden persönlichen und sozialen Beziehungen zu füllen oder die künstlichen Schranken zwischen Arbeit und Leben wieder einzureißen. So könnte ein neues dialektisches Verhältnis entstehen, indem einige der älteren aggressiven Energien und Disziplinierungstendenzen in die Entwicklungsländer abwandern, während die etablierten Industrienationen Erfahrungsmöglichkeiten wiederzuentdecken suchen, die vergessen waren, bevor die Geschichtsschreibung begann: »In der Sprache der Nuer gibt es kein Wort für unseren Begriff ›Zeit‹. Darum können sie auch – anders als wir – von der Zeit nicht als etwas Gegenwärtigem reden, das vergeht, verschwendet oder gespart werden kann usw. Ich glaube nicht, daß sie das Gefühl des Wettlaufs mit der Zeit kennen oder die Notwendigkeit, Handlungen mit einem abstrakten Zeitabschnitt zu koordinieren. Denn ihre Bezugspunkte sind hauptsächlich die Handlungen selbst, die meist keine Zeitbindung haben. Die Ereignisse folgen ei-

ner logischen Ordnung, aber sie werden nicht von einem abstrakten System kontrolliert, da es keine unabhängigen Bezugspunkte gibt, mit denen die Handlungen genau konform gehen müssen. Die Nuer sind ein glückliches Volk[100].«

Natürlich kehrt keine Kultur in ihrer ursprünglichen Gestalt wieder. Um sowohl den Anforderungen einer hochsynchronisierten und automatisierten Industrie wie der stark erweiterten Freizeitbereiche zu genügen, muß der Mensch Elemente der alten wie der neuen Kultur in einer neuen Synthese vereinigen und eine Bildersprache finden, die sich weder an den Jahreszeiten noch am Markt orientiert, sondern auf menschlichen Bedürfnissen beruht. Pünktlichkeit bei der Arbeit wäre dann Höflichkeit gegenüber den Kollegen – und ein nicht zweckgebundener Zeitvertreib ein von der Umwelt gebilligtes Verhalten.

Wer die Geschichte der Industrialisierung – scheinbar neutral, tatsächlich jedoch durchaus nicht werturteilsfrei – für einen Prozeß zunehmender Rationalisierung im Dienste des wirtschaftlichen Wachstums hält, wird dieser Ansicht kaum zustimmen. Die Streitfrage ist mindestens so alt wie die industrielle Revolution. Das Wappenzeichen von Thomas Gradgrind (»bereit, jedes Stück menschlicher Natur zu wiegen und zu messen und seinen genauen Wert zu bestimmen«) war in Dickens Augen die »fürchterlich herzlose Uhr« in dessen Observatorium, »die jede Sekunde anzeigte durch einen Schlag, als würden Nägel in einen Sarg getrieben.« Seit Gradgrinds Zeiten hat der Rationalismus neue soziologische Dimensionen entwickelt. Es war kein geringerer als Werner Sombart, der in Anlehnung an das alte Bild vom Uhrmacher den Unternehmer zum Gott des mechanischen Materialismus erhob: »Wenn der moderne wirtschaftliche Rationalismus einem Uhrwerk gleicht, muß es jemanden geben, der es aufzieht[101].« Die Universitäten des Westens sind heute voll von akademischen Uhrmachern, die darauf brennen, neue Schlüssel patentieren zu lassen. Doch wenige sind bisher so weit fortgeschritten wie Thomas Wedgwood, der Sohn Josiahs, der einen Plan entwarf, um die Zeit- und Arbeitsdisziplin von Etruria bis in die Werkstätten der kindlichen Bewußtseinsbildung zu tragen: »Mein Ziel ist hochgesteckt – ich habe versucht, ein Meisterstück zu vollbringen, das der rasch fortschreitenden menschlichen Entwicklung um ein bis zwei Jahrhunderte voraus wäre. Fast jeder vorangegangene Schritt in dieser Entwicklung kann auf den Einfluß überlegener Charaktere zurückgeführt werden. In der Erziehung der größten dieser Männer wurde jedoch, so meine ich, nicht mehr als eine von zehn Stunden für die Ausbildung jener Qualitäten verwendet, die ihre Bedeutung ausmachten. Stellen wir uns vor, wir besäßen einen genauen Bericht über die ersten 20 Lebensjahre irgendeines außerordentlichen Genies. Welch ein Chaos von Wahrnehmungen! . . . Wie viele Stunden, Tage, Monate wurden einfach mit unproduktiven Beschäftigungen verschwendet! Was für eine Menge halbgeformter Eindrücke und verfehlter Vorstellungen mischen sich da in der größten Verwirrung . . . Finden wir nicht bei den geordnetsten Menschen unserer Tage täglich mehrere Stunden, die verträumt & in ziellosen Gedanken verbracht werden[102]?«

Wedgwoods Plan richtete sich auf ein neues, strenges, rationales und geschlossenes Erziehungssystem. Wordsworth war als möglicher Aufseher vorgesehen. Seine Ant-

wort war ein Essay, *The Prelude*, der des Dichters Bewußtseinsbildung beschrieb und gleichzeitig eine Polemik war gegen »Die Lenker, Hüter unserer Fähigkeiten, und Wärter unserer Arbeit, wachsame Leute, und geschickt im Wuchern mit der Zeit. Weise, die in ihrer Voraussicht alle Zufälle kennen und lenken und uns auf den Weg, den sie für uns vorformten, festlegen möchten wie Maschinen . . .[103]«

Denn es gibt kein wirtschaftliches Wachstum, das nicht zugleich Wachstum oder Wandel einer Kultur wäre; und Entwicklung des sozialen – wie des poetischen – Bewußtseins kann letztlich nie geplant werden.

ANMERKUNGEN

1. Vgl. die anregenden Ausführungen von Mumford, L., in *Technics and Civilization*, London 1934, bes. S. 12–18, 196–199; vgl. auch Grazia, S. de, *Of Time, Work and Leisure*, New York 1962; Cipolla, Carlo M., *Clocks and Culture 1300–1700*, London 1967; und Hall, Edward T., *The Silent Language*, New York 1959.

2. Goff, J. le: Au moyen age: Temps de l'église et temps du marchand, in: *Annales* 15 (1960); vom selben Autor: Le temps du travail dans la »crise« du XIVe siècle: du temps médiéval au temps moderne in: *Le Moyen Age* 69 (1963).

3. Drayton, M.: Of his Ladies not Comming to London, in: *Works*, hrsg. v. Hebel, J. W., Oxford 1932, Bd. 3, S. 204.

4. Diesen Wandel untersucht Cipolla, a. a. O.; Sturzl, Erwin, *Der Zeitbegriff in der Elisabethanischen Literatur* (Wiener Beiträge zur Englischen Philologie 69, Wien-Stuttgart 1965); Tenenti, Alberto, *Il senso della morte e l'amore della vita nel rinascimento*, Mailand 1957.

5. Anonym, *The clockmaker's Outcry Against the Author of . . . Tristram Shandy*, London 1760, S. 42–43.

6. Evans-Pritchard, E. E., *The Nuer*, Oxford 1940, S. 100–104; Nilsson, M. P., *Primitive Time Reckoning*, Lund 1920, S. 32–33, 42; Sorokin, P. A., und Merton, R. K.: Social Time: A Methodological and Functional Analysis, in: *Amer. Jl. Sociol.* 42 (1937); Hallowell, A. I.: Temporal Orientation in Western Civilization and in a Pre-literate Society, in: *Amer. Anthrop.*, NF 39 (1937). Andere Quellen primitiver Zeitmessung werden in Alexander, H. G. *Time as Dimension and History*, Albuquerque 1945, S. 26, und Salz, Beate R.: The Human Element in Industrialization, in: *Economic Development and Cultural Change* 4 (1955), bes. S. 94–114, zitiert.

7. Salas, E. P.: L'évolution de la notion du temps et les horlogers à l'époque coloniale au Chili, in: *Annales* 21 (1966), S. 146; *Cultural Patterns and Technical Change*, hrsg. v. Mead, M., New York (UNESCO) 1953, S. 75.

8. Synge, J. M., *Plays, Poems, and Prose*, London 1941 (Everyman).

9. Public Rec. off., W. O. 40/17. Es lassen sich weitere Beispiele dafür anführen, daß der Unvereinbarkeit von Seefahrerzeit und städtischer Routine Rechnung getragen wurde: Das Schiffahrtsgericht war ständig geöffnet, »denn Fremde, Kaufleute und Seefahrer müssen sich nach den Gezeiten und Winden richten und können an feierlichen Gerichtsverhandlungen und langwierigen Prozessen nicht ohne große Verluste teilnehmen«. (Vgl. Neale, E. Vansittart, *Feasts and Fasts*, London 1845, S. 249, während einige den Sonntag betreffende Gesetze Ausnahmeregelungen für Fischer vorsahen, die sonntags auf See einen Fischschwarm ausmachten.

10. Lefebvre, Henri, *Critique de la vie quotidienne*, Paris 1958, Bd. 2, S. 52–56, stellt die – dem jahreszeitlich wechselnden Arbeitsrhythmus der Landwirtschaft entsprechende – »zyklische Zeit«

der »linearen Zeit« einer städtischen, gewerblichen Lebensweise gegenüber. Einleuchtender erscheint Lucien Febvres Trennung zwischen »gelebter« und »gemessener« Zeit: *Le problème de l'incroyance au XVIe siècle*, Paris 1947, S. 431. Eine recht schematische Untersuchung der Aufgabenkoordinierung in primitiven Wirtschaftssystemen findet sich in Udy, Stanley H., *Organisation of Work*, New Haven 1959, Kap. 2.

11. *Rural Economy in Yorkshire in 1641 . . . Farming and Account Books of Henry Best*, hrsg. v. Robinson, C. B. (Surtees Society 33, 1857), S. 38–39.

12. Lohnberechnungen legten natürlich immer noch einen Arbeitstag zugrunde, der von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang dauerte; noch im Jahre 1725 wurde er in einem Dokument aus Lancashire wie folgt definiert: »Von Mitte März bis Mitte September sollen sie von 5 Uhr morgens bis 7 oder 8 Uhr abends arbeiten«, ab Mitte September »von Tagesanbruch bis zum Abend«. Zum Trinken standen zweimal jeweils 30 Minuten zur Verfügung, zum Mittagessen eine Stunde, zum Schlafen wurde – nur im Sommer – eine halbe Stunde gewährt. »Für jede weitere Stunde Abwesenheit wird ein Penny vom Lohn abgezogen«: *Annals of Agriculture* 25 (London 1796).

13. Zur frühen Entwicklung von Uhren vgl. Cipolla, Carlo M., *Clocks and Culture*, passim; Usher, A. P., *A History of Mechanical Inventions*, Harvard 1962, Kap. 7; Singer, Charles, u. a. (Hrsg.), *A History of Technology*, Oxford 1956, Bd. 3, Kap. 24; Symonds, R. W., *A History of English Clocks*, London 1947 (Penguin), S. 10–16, 33; Edwards, E. L., *Weight-driven Chamber Clocks of the Middle Ages and Renaissance*, Altrincham 1965.

14. Vgl. Gatty, M., *The Book of Sun-diales*, London 1900. Um ein Beispiel einer Studie zu geben, die im Detail erklärt, wie Uhren nach der Sonnenuhr zu richten sind, sei hingewiesen auf Smith, John, *Horological dialogues*, London 1675. Beispiele von Spenden für Sonnenuhren finden sich in Beeson, C. J. C., *Clockmaking in Oxfordshire* (Banbury Hist. Assn. 1962), S. 76–78; Hawkes, A. J., *The Clockmakers and Watchmakers of Wigan, 1650–1850*, Wigan 1950, S. 27.

15. Da viele der frühen Kirchenuhren nicht die Stunde schlugen, wurden sie durch einen Glockenläuter ergänzt.

16. *Charity Commissioners Reports* (1837/38), Bd. 32, Teil 1, S. 224; vgl. auch Edwards, H., *A Collection of Old English Customs*, London 1842, bes. S. 223–227; Addy, S. O., *Household Tales*, London 1895, S. 129–130; *County Folk-lore; East Riding of Yorkshire*, hrsg. v. Gutch, London 1912, S. 150–151; *Leicestershire and Rutland*, hrsg. v. C. J. Bilson, London 1895, S. 120–121; Beeson, C. J. C., a. a. O., S. 36; Gatty, A., *The Bell*, London 1848, S. 20; Ditchfield, P. H., *Old English Customs*, London 1896, S. 232–241.

17. Heaton, H., *The Yorkshire Woolen and Worsted Industries*, Oxford 1965, S. 347. Wedgwood scheint der erste gewesen zu sein, der in den Potteries das Horn durch die Glocke ersetzte: Meteyard, E., *Life of Josiah Wedgwood*, London 1865, Bd. 1, S. 329–330.

18. Milham, W. I., *Time and Timekeepers*, London 1923, S. 142–149; Britten, F. J., *Old Clocks and Watches and Their Makers*, London[6] 1932, S. 543; Bruton, E., *The Longcase Clock*, London 1964, Kap. 9.

19. Milham, a. a. O., S. 214–226; Clutton, C., und Daniels, G., *Watches*, London 1965; Ward, F. A. B., *Handbook of the Collections Illustrating Time Measurement*, London 1947, S. 29; Cipolla, a. a. O., S. 139.

20. Turner, Edward: Extracts from the Diary of Richard Stapley, in: *Sussex Archaeol. Coll.* 2 (1899), S. 113.

21. Vgl. die großartige Übersicht über die Anfänge der englischen Industrie in Cipolla, a. a. O., S. 65–69.

22. Noch im Jahre 1697 wandte sich die Londoner Schmiedezunft gegen das 1631 begründete Monopol der Uhrmacher mit dem Argument, daß »bekanntlich sie die ursprünglichen und berufenen

Hersteller von Uhren u.ä. sind und viel Geschick und Wissen auf diesem Gebiet haben . . .«: Atkins, S. E., und Overall, W. H., *Some Account of the Worshipful Company of Clockmakers of the City of London*, London 1881, S. 118. Über einen Dorfschmied-Uhrmacher vgl. Daniel, J. A.: The Making of Clocks and Watches in Leicestershire and Rutland, in: *Trans. Leics. Archaeol. Soc.* 27 (1951), S. 32.

23. Listen solcher Uhrmacher finden sich bei Britten, F. J., a.a.O., Smith, John, *Old Scottish Clockmakers*, Edinburgh 1921; und Peate, I. C., *Clock and Watch Makers in Wales*, Cardiff 1945.

24. Unterlagen der Clockmaker's Company, London Guildhall Archives, 6026/I. Vgl. (für Harrisons Uhr) Ward, F. A. B., a.a.O., S. 32.

25. Peate, I. C.: John Tibbot, Clock and Watch Maker, in: *Montgomeryshire Collections* 48, Teil 2 (Welshpool 1944), S. 178.

26. *Commons Journals* 53, S. 251. Aus Lancashire und Derby liegen ähnliche Angaben vor; ebd., S. 331, 335.

27. Die Uhrmacherzentren, die 1798 Petitionen gegen die Steuer einreichten, waren: London, Bristol, Coventry, Leicester, Prescot, Newcastle, Edinburgh, Liverpool, Carlisle und Derby: *Commons Journals* 53, S. 158, 167, 174, 178, 230, 232, 239, 247, 251, 316. Es wurde behauptet, allein in London zähle dieses Handwerk 20.000 Beschäftigte, 7.000 davon in Clerkenwell; in Bristol dagegen waren es nur 150 bis 200. Für London vgl. George, M. D., *London Life in the Eighteenth Century*, London 1925, S. 173–176; Atkins und Overall, a.a.O., S. 269; *Morning Chronicle*, 19. Dez. 1797; *Commons Journals* 53, S. 158. Für Bristol, ebd., S. 332. Für Lancashire, *Vict. County Hist. Lancs.* 2 (London 1908), S. 366–367. Die Geschichte des Uhrmacherhandwerks im 18. Jahrhundert in Coventry scheint noch nicht geschrieben worden zu sein.

28. Die niedrigere Schätzung wurde von einem Zeugen vor dem Komitee für Uhrmacherpetitionen angegeben (1798): *Commons Journals* 53, S. 328 – der geschätzte inländische Jahresverbrauch war 50.000, der Export 70.000. Vgl. auch eine ähnliche Schätzung für 1813 (Stand- und Taschenuhren), Atkins und Overall, a.a.O., S. 276. Die höhere Schätzung betrifft in der »Goldsmith Hall« signierte Uhrgehäuse – 1796 waren es 185.102 silberne Gehäuse, 1816 nur noch 91.346 – und findet sich im *Report of the Select Committee on the Petitions of Watchmakers. P. P.* 1817, 6, und 1818, 9, S. 1, 12.

29. Atkins und Overall, a.a.O., S. 302, 308 schätzen (leicht übertreibend?), daß 25.000 Golduhren und 10.000 Silberuhren jährlich importiert wurden, meistens illegal; siehe auch anonym, *Observations on the Art and Trade of Clock and Watchmaking*, London 1812, S. 16–20.

30. George, M. D., a.a.O., S. 70. Natürlich gab es auch Methoden, die Zeit ohne Uhr zu messen: die Gravur des Wollkämmers in *The Book of English Trades*, London 1818, S. 438, zeigt ihn mit einem Stundenglas auf seiner Bank; Drescher maßen die Zeit nach dem Lichteinfall in die Scheune; und die Zinnbergleute von Cornwall maßen sie unter der Erde mit Hilfe von Kerzen (Information von J. G. Rule).

31. Peate, I. C.: Two Montgomeryshire Craftsmen, in: *Montgomeryshire Collections* 48, Teil 1 (Welshpool 1944), S. 5; Daniel, J. A., a.a.O., S. 39. Der Durchschnittspreis der um 1792 exportierten Uhren lag bei 4 Pfund: *P. P.* 1818, 9, S. 1.

32. Importierte Uhren wurden 1813 für nur 5 Shilling angeboten: Atkins und Overall, a.a.O., S. 292. Der Preis einer leistungsfähigen britischen silbernen Taschenuhr wurde 1817 (*Committee on Petitions of Watchmakers. PP.*, 1817, VI) mit 2 bis 3 Guineen angegeben, in den Jahren nach 1830 konnte man eine gute Metalluhr für 1 Pfund bekommen: Lardner, D., *Cabinet Cyclopaedia*, London 1834, 3, S. 297.

33. Viele Uhren müssen in Londons Unterwelt den Besitzer gewechselt haben: Im Jahre 1754 wurden gesetzliche Maßnahmen gegen die Empfänger gestohlener Uhren ergriffen (27 Geo. II, c. 7).

Die Taschendiebe wurden dadurch natürlich kaum abgeschreckt: vgl. z. B. *Minutes of Select Committee to Inquire into the State of the Police of the Metropolis* (1816), S. 437 – »Stahl Uhren; konnte sie sehr leicht loswerden . . . Eine sehr gute silberne Markenuhr brachte 2 Pfund ein, eine goldene 5 oder 6 Pfund.« Es heißt, Empfänger von gestohlenen Uhren in Glasgow hätten sie in großen Mengen in ländlichen Bezirken Irlands verkauft (1834); vgl. Handley, J. E., *The Irish in Scotland, 1798–1845*, Cork 1943, S. 253.

34. »Winchester als ein Haupttreffpunkt für Kadetten war ein Ort wilder Ausgelassenheit und absurder Extravaganz. Es wird vermutet, daß neun Zehntel des Handgelds, das diesen Männern ausgezahlt wurde und das sich auf mindestens 20.000 Pfund belief, an Ort und Stelle in den Gasthäusern, bei den Modistinnen, Uhrmachern, Hutmachern etc. ausgegeben wurde. In unglaublichem Übermut wurden buchstäblich Banknoten zwischen Butterbroten gegessen«: *Monthly Magazine* (Sept. 1799).

35. Zeugen vor dem Select Committee von 1817 klagten, daß minderwertige Ware (oft als »Judenuhren« bekannt) auf Jahrmärkten feilgeboten und an Leichtgläubige auf Scheinauktionen verkauft wurden: *P. P.*, 1817, 6, S. 15–16.

36. Nach Benjamin Smith, *Twenty-four Letters from Labourers in America to Their Friends in England*, London 1829, S. 48, taten sich in einigen Gegenden von Sussex jeweils 20 Leute zu Klubs – ähnlich den Kuh-Klubs – zusammen; während der folgenden 20 Wochen zahlte jeder 5 Shilling ein und nahm dafür jeweils an der Verlosung einer 5-Pfund-Uhr teil.

37. Radcliffe, W., *The Origin of Power Loom Weaving*, Stockport 1828, S. 167.

38. *Morning Chronicle*, 25. Okt. 1849. Doch im Jahre 1843 erblickte J. R. Porter (*The Progress of the Nation* 3, S. 5) im Besitz einer Uhr immer noch ein »sicheres Zeichen von Wohlhabenheit und persönlichem Ansehen des Arbeiters«.

39. Für einige der in diesem und dem folgenden Abschnitt diskutierten Probleme vgl. bes. Thomas, Keith: Work and Leisure in Pre-industrial Societies, in: *Past and Present* 29 (1964), ebenso Hill, C.: The Uses of Sabbatarianism, in: *Society and Puritanism in Prerevolutionary England*, London 1964; Furniss, E. S., *The Position of the Labourer in a System of Nationalism*, Boston 1920 (repr. New York 1965); Coleman, D. C.: Labour in the English Economy of the Seventeenth Century, in: *Econ. Hist. Rev.*, NF 8 (1955/56); Pollard, S.: Factory Discipline in the Industrial Revolution, in: *Econ. Hist. Rev.*, NF 16 (1963/64); Ashton, T. S., *An Economic History of England in the Eighteenth Century*, London 1955, Kap. 7; Moore, W. E., *Industrialization and Labour*, New York 1951; und Hoselitz, B. F. und Moore, W. E. (Hrsg.), *Industrialization and Society*, Paris (UNESCO) 1963.

40. Ms. Tagebücher von Cornelius Ashworth aus Wheatley, in der Halifax Ref. Lib.; vgl. auch Hanson, T. W.: The Diary of a Grandfather in: *Trans. Halifax Antiq. Soc.*, 1916. Henderson, M. Sturge, *Three Centuries in North Oxfordshire*, Oxford 1902, S. 133–146, 103, zitiert ähnliche Auszüge (Weben, Schweineschlachten, Holzfällen, auf den Markt gehen u. a.) aus dem Tagebuch eines Webers aus Charlbury, 1784, doch war es mir unmöglich, das Original aufzufinden. Es ist interessant, hiermit Zeitpläne aus primitiveren Agrargesellschaften zu vergleichen, z. B. Tax, Sol, *Penny Capitalism – a Guatemalan Indian Economy*, Washington 1953, S. 104–105; Foster, George M., *A Primitive Mexican Economy*, New York 1942, S. 35–38; Herskovitz, M. J., *The Economic Life of Primitive Peoples*, New York 1940, S. 72–79; Firth, Raymond, *Malay Fishermen*, London 1946, S. 93–97.

41. Hanson, T. W., a. a. O., S. 234.

42. Clayton, J., *Friendly Advice to the Poor*, Manchester 1755, S. 36.

43. *Report of the Trial of Alexander Wadsworth against Peter Laurie*, London 1811, S. 21. Die Klage richtet sich besonders gegen die Sattler.

44. Dies war um 1800 unter mexikanischen Webern der Fall: vgl. Bazant, Jan: Evolution of the Textile Industry of Puebla, 1544–1845, in: *Comparative Studies in Society and History* 8 (1964), S.

65. Interessante Hinweise auf die Situation in Frankreich in den 1850er und 1860er Jahren finden sich in Duveau, George, *La vie ouvrière en France sous le second empire*, Paris 1946, S. 242–248, und Pierrard, P., *La vie ouvriere a Lille sous le second empire*, Paris 1965, S. 165–166. Edward Young, der mit Hilfe amerikanischer Konsuln eine Untersuchung der Arbeitsbedingungen in Europa leitete, berichtet, daß der Brauch in Frankreich, Belgien, Preußen, Stockholm etc. noch in den 1870er Jahren besteht: Young, E., *Labour in Europe and America*, Washington 1875, S. 576, 661, 674, 685, etc.

45. Besonders in den Bergwerken. Ein alter Bergarbeiter aus Yorkshire erzählte mir, daß es in seiner Jugend Sitte war, an einem schönen Montagmorgen eine Münze hochzuwerfen, um zu entscheiden, ob man zur Arbeit gehe oder nicht. Ebenso wurde mir gesagt, daß noch heute (1967) einige Küfer in Burton-on-Trent den blauen Montag regelmäßig feiern.

46. Young, E., a. a. O., S. 408–409 (Bericht eines amerikanischen Konsuls). In einigen Bergbaugebieten trugen die Arbeitgeber der Sitte Rechnung, indem sie den Montag zum Zahltag machten und in den Gruben nur Reparaturen erledigen ließen: Montags wird »keine direkt produktive Arbeit ausgeführt«, *Report of the Select Committee on the Scarcity and Dearness of Coal, P. P.*, 1873, 10, QQ 177, 201–207.

47. Duveau, a. a. O., S. 247. »Ein Ingenieursgehilfe« (T. Wright) widmet dem »blauen Montag« ein ganzes Kapitel in seinem Buch: *Some Habits and Customs of the Working Classes*, London 1867, bes. S. 112–116, in der fälschlichen Annahme, es handle sich um einen »verhältnismäßig neuen« Brauch – um eine Folge der Dampfkraft, die »eine umfangreiche Gruppe von hochqualifizierten und hochbezahlten Arbeitern« entstehen ließ, besonders von Ingenieuren!

48. An old potter, in: *When I was a Child*, London 1903, S. 16, 47–49, 52–54, 57–58, 71, 74–75, 81, 185–186, 191. W. Sokol (University of Wisconsin) hat mich auf zahlreiche Fälle aufmerksam gemacht, über die im *Staffordshire Potteries Telegraph* in den Jahren 1853–1854 berichtet wurde, und in welchen Unternehmer erreichten, daß Arbeiter, die – oft montags und dienstags – ihre Arbeit vernachlässigt hatten, mit Geld- oder Gefängnisstrafen belegt wurden. Begründet wurden diese Maßnahmen damit, daß die auf das ganze Jahr lautenden Arbeitsverträge gebrochen worden seien. Vgl. dazu auch Simon, Daphne, Master and Servant, in: *Democracy and the Labour Movement*, hrsg. v. J. Saville, London 1954. Trotz dieser Verfolgungswelle wird die Sitte, den blauen Montag zu feiern, noch im *Report of the Children's Employment Commission, P. P.*, 1863, XVIII, S. XXVII–XXVIII, erwähnt.

49. Place, F., *Improvement of the Working People* (1834), S. 13–15: Brit. Mus., Add. MS. 27825. Vgl. auch Wade, John, *History of the Middle and Working Classes*, London[3] 1835, S. 124–125.

50. Vgl. Hill, C., a. a. O.

51. Clayton, a. a. O., S. 13, behauptete, daß »es jetzt so viele Feiertage gibt, daß in nur wenigen Gewerbezweigen mehr als zwei Drittel der Zeit fest und regelmäßig gearbeitet wird«. Vgl. auch Furniss, a. a. O., S. 44–45, und die Zusammenfassung meines Aufsatzes im *Bulletin of the Society for the Study of Labour History* 9 (1964).

52. Vgl. untenstehende Beispiele, Anm. 97 und 98, und die wertvolle Kritik von André Gunder Frank: Sociology of Development and Underdevelopment of Sociology, in: *Catalyst* (Buffalo, Sommer 1967).

53. Tucker, J., *Six Sermons*, Bristol 1772, S. 70–71.

54. Der Wandel wird vielleicht gleichzeitig sichtbar in der Gesinnung der fortschrittlicheren Arbeitgeber: vgl. Coats, A. W.: Changing Attitudes to Labour in the Mid-eighteenth Century, in: *Econ. Hist. Rev.* NF 11 (1958/59).

55. Vgl. Pollard, a. a. O.; McKendrick, N.: Josiah Wedgwood and Factory Discipline, in: *Hist. Journal* 4 (1961), ebenso Thompson, a. a. O., S. 356–374.

56. Anordnung 103 ist in: *The Law Book of the Crowley Ironworks*, hrsg. v. Flinn, M. W. (Surtees

Soc. 167, 1957) vollständig wiedergegeben. Vgl. auch Gesetz Nr. 16, »Abrechnung«. Anordnung Nr. 40 findet sich im »Law Book«, Brit. Mus., Add. MS. 34555.

57. Handschriftliche Instruktion um 1780, in Wedgwood MSS. (Barlaston), 26.19114.

58. »Einige Regeln und Bestimmungen, die für diesen Betrieb vor mehr als 30 Jahren aufgestellt worden sind«, etwa 1810, in Wedgwood MSS. (Keele University), 4045.5.

59. Eine Kontrolluhr (wie sie seit etwa 1750 von John Whitehurst aus Derby angefertigt wurden) existiert noch in Barlaston; jedoch dienten Uhren dieses Typs lediglich dazu, Anwesenheit und Rundgänge der Nachtwächter zu überprüfen u.ä. Die ersten stempelnden Kontrolluhren wurden 1885 von Bundy in den Vereinigten Staaten hergestellt. Ward, F. A. B., a.a.O., S. 49; ferner Thomson, T., *Annals of Philosophy* 6 (1815), S. 418–419; 7 (1816), S. 160; Babbage, Charles, *On the Economy of Machinery and Manufacturers*, London 1835, S. 28, 40; Bruton, E., a.a.O., S. 95–96.

60. Clayton, a.a.O., S. 19, 42–43.

61. Zitiert in Furniss, a.a.O., S. 114.

62. Anonym (Powell), *A View of Real Grievances*, London 1772, S. 90.

63. Turner, W., *Sunday Schools Recommended*, Newcastle 1786, S. 23, 42.

64. *Rules for the Methodist School of Industry at Pocklington, for the Instruction of Poor Girls in Reading, Sewing, Knitting, and Marking*, York 1819, S. 12.

65. *Rules for the Government, Superintendence, and Teaching of the Wesleyan Methodist Sunday Schools, York*, York 1833. Vgl. auch Silver, Harold, *The Concept of Popular Education*, London 1965, S. 32–42; Owen, David, *English Philantrophy, 1660–1960*, Cambridge (Mass.) 1965, S. 23–27.

66. Die beste Untersuchung der Probleme der Arbeitgeber findet sich in Pollard, S., *The Genesis of Modern Management*, London 1965, Kap. 5: The adaptation of the labour force.

67. Lipson, E., *The Economic History of England*, London[6] 1956, Bd. 3, S. 404–406. Vgl. z.B. Ferri, J. K., *Londres et les Anglais*, Paris im Jahre 12, Bd. 1, S. 163–164. Einiges Material über die Länge der Arbeitszeit wird in Langenfelt, G., *The Historic Origin of the Eight Hours Day*, Stockholm 1954, diskutiert.

68. *A Letter on the Present State of the Labouring Classes in America*. Von einem scharfsichtigen Emigranten in Philadelphia, Bury 1827.

69. Alfred (S. Kydd), *History of the Factory Movement* . . ., London 1857, Bd. 1, S. 283, zitiert im Mantoux, P., *The Industrial Revolution in the Eighteenth Century*, London 1948, S. 427.

70. Anonym: *Chapters in the Life of a Dundee Factory Boy*, Dundee 1887, S. 10.

71. *P. P.*, 1831–1832, 15, S. 177–178. Vgl. auch das Beispiel aus der Fabrikkommission (1833) in Mantoux, a.a.O., S. 427.

72. Plakat in meinem Besitz.

73. Eine Diskussion des nächsten Stadiums, in dem die Arbeiter die »Spielregeln« gelernt hatten, findet sich bei Hobsbawm, E. J., *Labouring Men*, London 1964, Kap. 17: Custom, Wages and Work-load.

74. John Preston verwendete das Bild des Uhrwerks im Jahre 1628: »In diesem merkwürdigen Uhrwerk der Religion ist jeder Bolzen und jedes einzelne Rädchen für das Funktionieren des Systems unerläßlich«: *Sermons Preached before His Majestie*, London 1630, S. 18. Vgl. Baxter, R., *A Christian Directory*, London 1673, Bd. 1, S. 285: »Ein weiser und verständiger Christ sollte allen seinen täglichen Aufgaben ihren Platz zuweisen; eine jede ist . . . wie der Teil eines Uhrwerkes oder einer anderen Maschine: alle müssen zusammenwirken, jedes an seinem Platz.«

75. Ebd., Bd. 1, S. 274–275, 277.

76. *The Whole Works of the Rev. Oliver Heywood*, Idle 1826, Bd. 5, S. 575.

77. Ebd., S. 286–287, 574; vgl. auch S. 562.

78. Baxter, a.a.O., Bd. 1, S. 276.

79. Baxter, R., *The Poor Man's Family Book*, London[6] 1697, S. 290–291.

80. *Poetical Works of Isaac Watts*, D. D. London 1802 (Cooke's Pocket Ausgabe), S. 224, 227, 232. Das Thema ist natürlich nicht neu: Chaucers Pastor sagte: »Langer Schlaf ist die Nährmutter der Wollust.«

81. More, H., *Works*, London 1830, Bd. 3, S. 167.

82. *Poor Richard's Almanac*, Jan. 1751, in: *The Papers of Benjamin Franklin*, hrsg. v. L. W. Labaree und W. J. Bell, New Haven 1961, Bd. 4, S. 86–87.

83. Weber, Max, *The Protestant Ethic and the Spirit of Captalism*, London 1930, S. 48–50 und passim.

84. Ford begann seine Karriere, indem er Uhren reparierte: Da Lokalzeit und standardisierte Eisenbahnzeit voneinander abwichen, erfand er eine Uhr mit zwei Zifferblättern, die beide Zeiten anzeigte – ein ominöser Anfang! Ford, H., *My Life and Work*, London 1923, S. 24.

85. Dies wird durch eine umfangreiche Literatur über die Verhältnisse in Hafengebieten während des 19. Jahrhunderts illustriert. Allerdings hat der Gelegenheitsarbeiter im Hafen in letzter Zeit aufgehört, eine Ausnahmeerscheinung zu sein; er ist kein »Aussätziger« des Arbeitsmarktes mehr (wie Mayhew es empfand), sondern sticht lediglich durch seine Vorliebe für hohe Entlohnung bei Verzicht auf Sicherheit hervor: vgl. Alexander, K. J. W.: Casual Labour and Labour Casualties, in: *Trans. Inst. of Engineers and Shipbuilders in Scotland* (Glasgow 1964). Ich habe die neuen Arbeitsformen, die sich in der Industriegesellschaft herausgebildet haben – wie etwa Nachtarbeit bei Eisenbahn und Bergbau – in diesem Artikel nicht behandelt: vgl. dazu die Beobachtungen des »Journeyman Engineer« (T. Wright) *The Great Unwashed*, London 1868, S. 188–200; Pollock, M. A., (Hrsg.) *Working Days*, London 1926, S. 17–28; Nairn, Tom, *New Left Review* 34 (1965), S. 38.

86. Foster, John, *An Essay on the Evils of Popular Ignorance*, London 1821, S. 180–185.

87. Thompson, a.a.O., Kap. 11 und 12.

88. Vgl. die wichtige Untersuchung der Bedeutung von Planung und Voraussicht für soziales und wirtschaftliches Verhalten bei Bourdieu, P. a.a.O.

89. Zitiert in Bernstein, M. D., *The Mexican Mining Industry, 1890–1950*, New York 1964, Kap. 12; vgl. auch Mead, M., a.a.O., S. 179–182.

90. Moore, W. E., *Industrialization and Labour*, Ithaca 1951, S. 310, und S. 44–47, 114–122.

91. Wells, F. A., und Warmington, W. A., *Studies in Industrialization: Nigeria and the Cameroons*, London 1962, S. 128.

92. Ebd., S. 170. Vgl. auch S. 183, 198, 214.

93. Cohn, Edwin, J., Social and Cultural Factors Affecting the Emergence of Innovations, in: *Social Aspects of Economic Development* (Economic and Social Studies Conference board, Istanbul 1964), S. 105–106.

94. Nash, Manning, The recruitment of Wage Labour and the Development of New Skills, in: *Annals of the American Academy* 305 (1956), S. 27–28. Vgl. auch Nash, Manning: The Reaction of a Civil-religious Hierarchy to a Factory in Guatemala, in: *Human Organization* 13 (1955), S. 26–28, und Salz, B., a.a.O. (Anm. 6), S. 94–114.

95. Moore, W. E., und Feldman, A. S. (Hrsg.), *Labour Commitment and Social Change in Developing Areas*, New York 1960. Nützliche Untersuchungen über Anpassung und Fernbleiben von der Arbeit finden sich bei Elkan, W., *An African Labour Force*, Kampala 1956, bes. Kap. 2 und 3; und Harbison, F. H., und Ibrahim, I. A.: Some Labour Problems of Industrialization in Egypt, in: *Annals of the American Academy* 305 (1956), S. 114–129. Morris, M. D., *The Emergence of an Industrial Labour Force in India*, Berkeley 1965, hält die Probleme der Disziplin, des unentschuldigten Fehlens, der saisonbedingten Beschäftigungsschwankungen etc. in den Baumwollfabriken von Bombay zu Ende des 19. Jahrhunderts für weniger gravierend, doch scheint sein eigenes Material seiner These

oft zu widersprechen: vgl. S. 85, 97, 102; vgl. auch Myers, C. A., *Labour Problems in the Industrialization of India*, Cambridge (Mass.) 1958, Kap. 3, und Metha, S. D.: Professor Morris on Textile Labour Supply, in: *Indian Economic Journal* 1, Nr. 3 (1954), S. 333–340. Die Studie von Prof. Morris: The Recruitment of an Industrial Labour Force in India, with British and American Comparisons, in: *Comparative Studies in Society and History* 2 (1960), bietet eine simplifizierende und angreifbare Interpretation der Lage in Großbritannien. Über Arbeitskräfte mit nur unregelmäßigem Kontakt zur industriellen Lebensweise vgl. die wertvollen Studien von Rimlinger, G. V.: Autocracy and the Early Russian Factory System, in: *Jour. Econ. Hist.* 20 (1960), und von Laue, T. V.: Russian Peasants in the Factory, ebd., 21 (1961).

96. Vgl. Friedmann, G., Leisure and Technological Civilization, in: *Int. Soc. Science Jour.* 12 (1960), S. 509–521.

97. Kerr, C., und Siegel, A., The Structuring of the Labour Force in Industrial Society: New Dimensions and New Questions, in: *Industrial and Labour Relations Review* 2 (1955), S. 163.

98. de Vries, E., und Echavarria, J. M. (Hrsg.), *Social Aspects of Economic Development in Latin America* (UNESCO) 1963, S. 237. Vgl. auch meine Besprechung von Moore, W. E., *Man, Time and Society*, New York 1963, in *Peace News* (26. Juni 1964).

99. Anregende Bemerkungen über diese Gleichung finden sich bei Lewis Mumford und S. de Grazia, zitiert in Anm. 1; Diesing, Paul, *Reason in Society*, Urbana 1962, S. 24–28; Meyerhoff, Hans, *Time in Literature*, University of California 1955, S. 106–119.

100. Evans-Pritchard, E., a.a.O., S. 103.

101. Capitalism, in: *Encyclopaedia of the Social Sciences*, New York 1953, 3, S. 205.

102. Thomas Wedgwood an William Godwin, 31. Juli 1797, veröffentlicht in David Erdmans wichtigem Artikel: Coleridge, Wordsworth, and the Wedgwood Fund, in: *Bulletin of the New York Public Library* 60 (1956).

103. *The Prelude*, London 1805, Buch 5, Zeilen 377–383. Vgl. auch die Fassung in *Poetical Works of William Wordsworth*, hrsg. v. E. de Selincourt und Helen Darbishire, Oxford 1959, Bd. 5, S. 346.